

1. Ex.



Ältere deutsche Reisebeschreibungen.

Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
bei der Philosophischen Fakultät
der Grossherzoglich Hessischen Ludwigs-Universität
zu Giessen

eingereicht von

Jakob Berg

geboren in Fürfeld.

Alsfeld 1912.

Druck von F. Ehrenklau.

29. AUG. 1975

80881

- 1. MRZ. 1977

15R02

05. AUG. 1977

109R07

Genehmigt durch das Prüfungskollegium
am 19. Januar 1912.

Referent: Dr. Behaghel.

12
17

Inhalt.

	Seite
Literatur	III—VI
Einleitung	1—2
Art der Reisen	3—6
Pilgerreisen	3—5
andre Reisen	5—6
Quellen und Art der Aufzeichnungen	6—14
bei den Pilgerschriften	6—13
bei den übrigen Schriften	13—14
Die Schriften nach Form und Inhalt	
I. Allgemeiner Charakter	14—24
a) ältere Zeit	14—18
b) 16. Jahrhundert	18—24
II. Inhalt	24—51
a) Menschenbeobachtung	24—32
b) Naturbeobachtung	32—47
c) Kunstbeobachtung	47—51
Schlußwort	51.

Literatur.

A. Allgemeines.

Röhricht und Meisner, Deutsche Pilgerreisen nach dem heiligen Land 1890 (abgekürzt: R.M.) Recension v. Riezler Hist. Ztl. 1881 S. 561.

R. Röhricht, Deutsche Pilgerreisen nach dem hl. Lande, Innsbr. 1900. Röhricht, Bibliotheka Palästinae geographica 1890.

Zeitschrift des deutschen Palästinavereins seit 1878, fortgesetzt in Mitteilungen und Nachrichten des deutschen Palästinavereins seit 1896 (ZddPV.)

Tobler Titus, Bibliographia Palästinae geographica 1875.

Tobler, Topographia Berlin 1853/4.

Tobler, Gedenkbücher aus Jerusalem, St. Gallen u. Konstanz 1853.

Deyks, Über ältere Pilgerfahrten nach Jerusalem, Münster 1848.

Das Heilige Land (Ztl.) 1889. 1890.

Baumstark, Abendländische Palästina-pilger des 1. Jahrtausends und ihre Berichte, Köln 1906.

Robinson, Palästina I. S. 23.

Conrady, Vier rheinische Palästina-pilger des 14.—16. Jahrhunderts. Wiesbaden 1882.

Geisheim, Die Hohenzollern am hl. Grabe, 1858.

Thomsen, Systematische Bibliographie der Palästinaliteratur, Leipz. 1908.

M. Böhme, Die großen Reisesammlungen des 16. Jahrhunderts und ihre Bedeutung, Lei. 1904.

J. Beckmann, Literatur der älteren Reisebeschreibungen, Göttingen 1808. I-II.

Versuch einer Literatur deutscher Reisebeschreibungen, Prag 1793. Bibliothèque universelle des voyages I-VI.

Biographical Essay on the collection of voyages and travels by Hulsius, London und Berlin 1839.

Hantzsch, Deutsche Reisende des 16. Jahrhunderts in Leipziger Studien zur Geschichte I. 4. Heft, Leipzig 1895.

Peyer, Geschichte des Reisens in der Schweiz, Basel 1885.

V. Biese, Die Entwicklung des Naturgefühls in Mittelalter und Neuzeit, 2 A. Lei. 1892.

E. v. Bezold, Über die Anfänge der Selbstbiographie und ihre Entwicklung im Mittelalter, 1893.

Stuck, Verzeichnis von Reisen, I., II. u. Nachtrag, Halle 1784, 1787, 1785.

Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur, Lei. 1904.

Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes, I. II. Berl. 1889, 1891.

Steinhausen, Beiträge zur Geschichte des Reisens, Ausland, No. 13/6.

Gödeke, Grundriss I.

Humboldt, Cosmos II, Stuttgart und Tübingen 1847.

Hantzsch, Dresdener Reisende des 16./17. Jahrhunderts, Dresden G. Bl. 5. S. 274 ff.

Anzeiger für deutsches Altertum XXXII. Über Reisedichtung.

R. Röhricht, Die Deutschen im hl. Lande, Innsbruck 1894.

Hirschfeld, Nord und Süd, 1884 } zu Busbecks u. Dernschwams

II. Rieperl, Globus 1887 } Reise.

Ritter, Asien XVII 1. 2.

Heyd, Geschichte des Levantehandels II.

Kamann in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Stadt Nürnberg, Nürnberg 1880, 2. Heft.

B. Sammlungen von Reiseberichten:

Röhricht und Meisner, Deutsche Pilgerreisen nach dem hl. Lande, Berlin 1890. — R. M.

Feyrabend, Reyßbuch, Frankfurt 1584. Feyrabend.

Ausgaben des literarischen Vereins in Stuttgart liter. Ver.

No. 1. 2. 3. 4. 7. 25. 47. 61. 81. 86. 128. 135. 155. 168. 172. 184. 192. 204.

Jaecks Taschenbibliothek der wichtigsten Land- und Seereisen = Jaeck No. 1. 45.

Zit. = Zeitschrift.

Zida. = Zeitschrift für deutsches Altertum.

Zfdph. = Zeitschrift für deutsche Philologie.

ZddP. V. = Zeitschrift des deutschen Palästinavereins.

Außer den Reiseberichten in den obengenannten Ausgaben wurden benutzt (alphabetisch geordnet):

I. Pilgerreisen:

1444. Anonymus von Augsburg in Herrigs Archiv für neuere Sprachen, XL 1867.

1460. Anonymus II. Zida. 1881, S. 59.

— Eine Pilgerfahrt ins heilige Land; vgl. Th. Schön in Mitteilungen des Instituts für österreich. Gesch., XIII 435.

1507/8. Baumgarten, bearbeitet von Donauer Norimb. 1594, vgl. Petzhold in Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekswissenschaft 1873.

1426. Joh. Bassenhammer, Anzeiger für Kenntnis der deutschen Vorzeit 1863.

C. Beck, Hormayr, Taschenbuch I. vaterl. Geschichte, IX 1828.

1497. Bogislav von Pommern, Ballische Studien, 1879 B. 29, vgl. Das heilige Land, Zil. X 1866, und Hofmann, Neuste Nachrichten aus dem Morgenland, 1881 S. 129.

1333. Boldensele, Wilh. von, Zil. des histor. Vereins für Niedersachsen, 1852.

1470. Brunner, Ulrich, Serapeum, 1853, Zdd P. V. 29 1906.

1283. Burchard de monte Sion ed. Tobler und Laurent: Peregrinatores medii aevi IV.

1385. Egen, Lorenz, Ausland 1865.

1465. Emmerich, G., Vulpius Curiositäten 1813.

1476. Eyb, Archiv für Geschichte u. Altertum Oberfrankens XXI 3.

1492. Faßbender (RM) vgl. Das heilige Land, Zil. 1890 I. H.

Friedrich Herzog v. Österreich, Zfdph. XXIII, Zfdph. XXV 163, 475.

1539. Friedrich der Weise, Neudecker und Preller, Spalatins histor. Nachlaß. Jena 1851, Beilage I.

1523. Fießli, Preiswerk Morgenland, 1840.

1486. Grünemberg, Handschrift in Gotha, Herzogl. Bibliothek, vgl. Anzeiger f. Kenntnis d. d. Vorzeit, 1835, mit Abbildungen (abhängig von Breitenbach).

1496/9. Harff, Arnold von ed. Groote, Reisebeschreibung des A. v. H., Köln 1860, vgl. Seydlitz, Zil. f. wissenschaftl. Geogr. 1890, 2. Erg. Heft.

1586. Herberer, Vulpius Curiositäten IX 1821.

1517. Hirschfeld, Bernhard von, vgl. Mitteilungen der deutschen Gesellschaft in Leipzig, 1856 I und Wochenblatt der Johanniter Ordensballey, 1879.

1476. Ketzler, Bothe u. Vogler, Altes und Neues in Geschichte und Dichtkunst, 1832 I.

1435. Lochner, Geisheim, Die Hohenzollern am hl. Grab, Berlin 1858 und Hormayr, Taschenbuch 1837.

1476. Mergental, Vulpius Curiositäten, 1813 III. B.

1495/6. Meißheimer, Mitteilungen des histor. Vereins f. d. Saargegend IX.

1519. Melchior zur Gilgen, Schweizer Geschichtsfreund, XII 204-15. Muliner, Caspar von, vgl. Röhricht Zdd P.V. 1888, S. 184.

Pfyfer, R., Schweizer Geschichtsfreund, II 213-17.

1602. Philipp, Julius von Mecklenburg-Wolg., Jahrbücher des Vereins für Mecklenb. Gesch., 1893.

1433/4. Philipp von Katzenelnbogen, Anzeiger für Kenntnis der deutschen Vorzeit, Marburg 1821, vgl. auch Zida. NF. Berl. 1882.

Poloner, T. Tobler, Descriptiones terrae sanctae, Leipzig 1874.

1467. Redwitz, Archiv für Oberfranken, I 2 S. 6-21.

1497. Schürpff, Geschichtsfreund, Einsiedeln 1852.
 1461/93. Stolberg Heinrich und Botho von, Zft. des Harzvereins I 1868 173—220.
 1507. Wanner, Reise des Herzogs Friedrich zu Liegnitz, ZddP.V. 1878. Guthe, Zft. f. Palästinakunde I.
 Wilhelm von Thüringen, F. G. Kohl, Die Pilgerfahrt des Wilh. v. Th., Bremen 1868.
 1493. Zedlitz, ZddPV. 1894, S. 98.
 1484. Die Jerusalemfahrten der Grafen Philipp, Ludwig und
 1550. Reinhard von Hanau ed. R. Röhricht in Zft. des Vereins für hess. Geschichte und Landeskunde, N. F. 16 B. 1891, S. 85.

II. Weltliche Reisen.

1555. Busbeck u. Dernschwam, vgl. Zimmerer, Programm von Ludwigshafen 1899: Eine Reise nach Amasia.
 1521. Dürers Tagebuch der Reise in die Niederlande ed. Leitschuh 1884.
 1538. Hutten, Philipp von, Zeitung aus India in Meusel histor. liter. Magazin I 57—117.
 1560. Nikols, Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Land, II 1 ff.
 1338-47 1350. Niederrheinischer Bericht ed. R.M. in Zachers Zfdph. 1887 19. B.
 1486. Popplau, Nik. von, Schlesien ehemals und jetzt, von Ölsner und Reiche, Breslau 1806 I.
 1419. Porner ed. Hänsele in Zft. des historischen Vereins für Niedersachsen, 1875, Nachtrag 1876.
 FL Schweigger, vgl. Ausland 1887, S. 201 ff.
 1548. Smeding, Zft. des historischen Vereins für Niedersachsen, 1879, S. 281 ff. ed. Gerst.
 1505/6. Springer, B. Springers Indienfahrt 1505/6 (mit Abbildungen). Schulze, Straßburg 1902.
 1544. Stumpf, Quellen z. Schweizer Geschichte, 6. 230 (ed. Escher).
 1562. Studienreise durch Italien, 1562 ed. O. Tüselmann, Nordh. 1899.
 1566/1616. Wedel ed. Max Bär, Baltische Studien 45, 1895.
 1588/90. David Wunderer ed. Fichard, Frankfurt. Archiv Frft. 1812 II B. 168—255.

Die Seitenzahlen im Text ohne nähere Angaben beziehen sich auf die hier genannten Ausgaben.

Berichtigung: statt Literatur VII lies Literatur VI.

Anmerkung 1 vergl. dazu S. 39.
 " 2 " " " 29 f. 13.

Anmerkung 3 vergl. dazu S. 22 f.
 " 4 " " " 18.



Reiseberichte haben zu allen Zeiten einen grossen Reiz auf die Leserschaft ausgeübt. Die deutsche Reisebeschreibung entwickelt sich am Ende des Mittelalters und im Beginn der Neuzeit. Für ihre einstige Beliebtheit zeugt die grosse Zahl der erhaltenen Aufzeichnungen; für uns sind sie eine reiche Quelle kulturgeschichtlicher Entdeckungen.

Nicht nur erfahren wir, was zu sehen war, und gewinnen so einen Einblick in die Kultur der Zeit, sondern auch, wie es gesehen und aufgeschrieben wurde, wir bemerken, was man übersah. Auf das zweite soll es hier vor allem ankommen, wir werden also die Frage nach den Quellen der Reiseberichte, nach ihrer Ueberlieferung usw. nur insoweit behandeln, als es zum Verständnis des Ganzen notwendig ist (darüber ist in den Ausgaben das Nötige gesagt). Wir wollen hier vor allem untersuchen: was wurde gesehen, wie wurde es gesehen, wie hat sich der Gesichtskreis allmählich erweitert? Besonders müssen wir auf das achten, was nicht durch den Zweck der Reise veranlaßt aufgeschrieben wurde. Die einzelnen Reisebeschreibungen sind verschieden nach Stellung, Begabung und Bildung des Verfassers und nach dem Zweck, den er im Auge hat. Ihnen allen hat ihre Zeit, der enge Lebensabschnitt der geistigen und wirtschaftlichen Kultur, in dem sie geboren sind, ihr Gepräge gegeben. Fast unbewußt sind die Aufzeichnungen der Niederschlag ihrer Welt- und Lebensanschauung, deshalb umso glaubwürdiger als Beiträge zur allgemeinen Kulturgeschichte. In ursächlichem Zusammenhang damit steht die Entwicklung ihrer Form. Das Zeitalter, in dem das Reisen selbst erst eigentlich entstanden ist, hat auch eine neue Form für die Reisebeschreibung gefunden und allmählich entwickelt.

Der vorliegenden Arbeit liegen die ältesten Berichte bis ungefähr 1600 zu Grunde, soweit sie mir in Drucken zugänglich waren, also die ältesten deutschen Reisebeschreibungen. Wir konnten uns darauf beschränken, hiermit die Entwicklungsgeschichte abzuschließen, weil wir um 1600 die moderne Form der Reiseaufzeichnungen finden, wenn auch noch durch manches getrennt, was in den zeitlichen Verhältnissen begründet ist.

Die Reisen zerfallen in zwei grosse Klassen: Pilgerreisen und Reisen mit weltlichem Zweck. Die Pilgerschriften sind in grosser Anzahl von Röhricht und Meisner und bei Feyrabend (vgl. Literatur IV), viele andere Schriften sowie einige weltliche Reise-

berichte sind vom literarischen Verein in Stuttgart herausgegeben worden; wieder andere sind in den verschiedensten Zeitschriften und einzelnen Ausgaben uns zugänglich geworden. Manche liegen noch in Handschriften der Bibliotheken verborgen; sie alle heranzuziehen, wäre unmöglich, ist wohl aber auch unnötig, da an der Hand der großen Zahl derer, die schon veröffentlicht sind, die Entwicklung sich deutlich zeigen lässt, ausserdem bei der Gleichförmigkeit dieser Schriften dem einzelnen Werke selten eine besondere Bedeutung zukommt. Darüber werden in der eigentlichen Abhandlung genauere Angaben gemacht werden.

Ueber die meisten weltlichen Reisen im 16. Jahrhundert handelt V. Hantzsch, Deutsche Reisende des 16. Jahrhunderts (vgl. Literatur III).

Was für Reisen werden gemacht?

Art der Reise, Zweck, Wege (vergl. Röhricht-Meisner Einleitung und Röhricht, Deutsche Pilgerreisen 1900).

Die meisten Reisen aus dieser Zeit (1300—1600), die eine Aufzeichnung gefunden haben, sind Pilgerreisen in das heilige Land. Sie bilden für das 14., 15. Jahrhundert die überwiegende Mehrzahl aller Beschreibungen. Der Reiseverkehr nach Palästina hatte eine mächtige Förderung erfahren durch die Kreuzzüge. Waren diese auch in ihrem Hauptziel gescheitert, so war doch damit nicht der Drang ausgestorben, ins heilige Land zu ziehen. Trotz der Gefahren, die unterwegs auf dem Meer von Stürmen und Seeräubern und in Palästina von Arabern und Türken drohten, trotz des Verbots der Päpste, finden wir ohne Unterbrechung Leute auf dem Weg nach Jerusalem.

Von Venedig wurde eine regelmäßige Schiffsverbindung eingerichtet; dadurch wuchs die Zahl der Pilger gewaltig, die von den verschiedensten Beweggründen nach dem Wunderland des Ostens getrieben wurden. Die Berichte lassen erkennen, daß nicht alle das religiöse Bedürfnis nach den heiligen Stätten zog; vieles Gesindel benutzte die Gelegenheit, seine Abenteuerlust zu befriedigen. Manchen Ritter und Fürsten lockte der Ehrgeiz, am heiligen Grab den Ritterschlag zu empfangen. Der Entschluß zu einer solchen Reise bedeutete in damaliger Zeit das Unternehmen eines schweren Wagnisses. Launig erzählt uns F. Fabri (I. S. 26. lit. Ver. B. 2), wie er sich lange überlegt habe, ob er die gefährliche Reise unternehmen solle oder nicht. Er fragte den Grafen Eberhard von Württemberg um Rat. Dieser nannte ihm drei Dinge im Leben, die schlecht ausgehen könnten, 1. die Heirat, 2. ein Krieg, 3. eine Pilgerreise. Die Reisen gehen meist zu Pferd nach Venedig. Der Ritt über die Alpen war vielleicht noch der wenigst beschwerliche Teil. In Venedig wohnte man bis zur Abfahrt in einem Gasthaus (meist deutsch) oder auch in einem Kloster und benutzte die Zeit bis zur Abfahrt des Pilgerschiffs, um die notwendigen Einkäufe an Lebensmitteln, Kleidern und Ausrüstungsstücken zu besorgen, die man für die mehrmonatige Fahrt brauchte.

Der Überfahrtsvertrag mit seinen vielen Bedingungen wurde mit dem Patron abgeschlossen; dann hatte man meist mehr als genügend Zeit, die immer wieder verschobene Abfahrt des regelmäßigen Pilgerschiffes abzuwarten. Die Seereise war nichts weniger als angenehm. Die Pilger waren meist in großer Zahl auf den sehr mäßig ausgerüsteten Schiffen eingepfercht; jedem war der Platz angewiesen für sein Gepäck, seine Säcke mit geräuchertem Fleisch, seine Kasten mit lebenden Hühnern; es gab nur einen großen

Aufenthaltsraum, wo man schlief. Mit Kreide war gewöhnlich für jeden Pilger soviel Platz auf dem Boden abgezeichnet, als er brauchte, um sich niederzulegen. Ungeziefer und schlechte Luft trieben die Pilger bei gutem Wetter hinauf auf das Verdeck. Fabri erzählt (I. 142, lit. Ver. B. 2), wie er auch oben geschlafen, um der Hitze im Schlafrum zu entfliehen. Lassen wir eine Schilderung dieses Schiffslebens folgen: Hans von Mergental (Vulpius Curiositäten III. S. 492): In den Galeeren ist mancherlei Unruh und Ungemach, Ungeziefer und große Überlast. Auch sind große Ratzen drin, die einem nachts über die Mäuler laufen, das Wasser faul, der Wein warm, daß er vor Wärme raucht und ganz unschmackhaft ist; da sie unten wegen des Gestanks nicht liegen konnten, lag sein Herr oben am Mastbaum. Wenn es regnete, wurden sie tapfer naß. Die Gallioten liefen mit den Stricken herum und traten ihnen auf die Schienbeine, zusammen wenig Ruhe, nichts besser, als die liebe Patientia. Wenn es auch nicht immer so war, so gibt uns doch auch der glaubwürdige Fabri ein Bild von dem Schiffsleben (I. 139 ff., lit. Ver. B. 2), das uns das obige in der Hauptsache bestätigt. Er schildert weiter, wie man auf dem Schiff die Zeit herumbringt: Die einen trinken, so besonders die Sachsen und Flamen, andere spielen, andere machen Musik oder disputieren, andere machen Kraftübungen oder sitzen da und schauen ins Meer und machen Aufzeichnungen oder fangen Ungeziefer, damit sie nachts schlafen können.

Zu diesen Unannehmlichkeiten kam noch zu den meisten Zeiten die Angst vor Seeräubern und vor den Türken, mit denen Venedig häufig im Krieg lag. Dann galt es, seinen Mann zu stehen, sich zu bewaffnen und beim feindlichen Angriff um Leben und Freiheit zu kämpfen. Jeder Sturm brachte den Schiffen, die immer nahe der Küste segelten, die größten Gefahren. Wir verstehen, wenn Fabri die Schiffe einen Kerker (carcer) nennt (III. 386, lit. Ver. B. 4) und sich freut, als er in Venedig wieder festen Boden unter den Füßen hat. Die einzige Abwechslung war die Landung in den zahlreichen Hafenstädten. Nach dem Vertrag hatte der Pilger das Recht, auszusteigen und sich mit frischem Fleisch, Brot, Wasser zu versorgen. Der Anblick fremder Länder und Menschen mochte sie für die Mühsalen der Fahrt einigermaßen entschädigen. Der Aufenthalt des Schiffes in einem Hafen sollte aber nicht länger als drei Tage dauern. (Rhodos mit seinen starken Befestigungen und Cyprien werden gewöhnlich eingehender besichtigt, wohl weil hier die meiste Zeit den Reisenden gelassen wurde, bis das Schiff seine Waren ein- und ausgeladen hatte. In Jaffa angekommen, ging man, sobald es die Türken erlaubten, ans Land. Da herrschte große Freude, die Wallfahrer küßten die Erde, auf der Christus gewandelt hat, und sangen frohe Dankeslieder für diese Gnade. Meist gab es dann am Strande in einem Gewölbe einen dreitägigen

Aufenthalt, bis von Jerusalem weitere Erlaubnis eingeholt war und einige Mönche des Sionklosters kamen, um die Schar zu geleiten. Esel und Maultiere werden gebracht; so geht es durch das steinige Land nach dem Reiseziel. Unterwegs belästigen sie die Araber überall; oft wird sie von kleinen Trupps überfallen und muß sich durch Geld frei kaufen; die Araber schlagen die Reisenden, suchen sie von den Reittieren zu werfen und sie besonders zur Nachtzeit zu bestehlen.

So wird dann endlich Jerusalem erreicht, die heilige Stadt, überreich an religiösen Erinnerungen, das lang erträumte Ziel, für das man soviel Strapazen auf sich genommen hat.

Es war für den mittelalterlichen Menschen das denkwürdigste Ereignis seines Lebens, die Erde betreten zu haben, wo einst Christus gewandelt, alle die Stätten aufzusuchen, an denen sein Leben sich abgespielt, alle die Kirchen zu sehen, die an den berühmtesten Stellen erbaut waren, alle die reichen Ablässe zu gewinnen, welche der Besuch der heiligen Orte, die Verehrung der Reliquien dem frommen Pilger gewährte. Gewöhnlich fanden die Pilger Unterkunft in dem Kloster auf dem Berge Sion; von den Mönchen geführt, suchten sie die heiligen Orte auf.

In feierlicher Prozession mit Kerzen in der Hand zieht ihre Schar zur Grabeskirche, um das Grab des Erlösers, den heiligsten Platz des Landes zu sehen. Der Besuch muß meist besonders mit Geld erkaufte werden; gewöhnlich bleiben die Pilger dann drei Tage und Nächte drinnen in der Kirche, die indessen streng verschlossen gehalten wird. Ist ein Fürst oder Ritter dabei, so findet hier unter großer Feierlichkeit der Ritterschlag statt. Gottesdienst erfüllt die meiste Zeit des Tages, dazwischen betrachtet man alles mit großer Sorgfalt; besonders das Grab wird eingehend besichtigt, mit der Hand mißt man seine Größe ab, man ruft all die Geschichten in die Erinnerung zurück, die sich an die heiligen Orte knüpfen. Nachdem die Umgegend und besonders Bethlehem und wenn möglich auch Jericho besucht ist und hier ein für besonders wirksam geltendes Bad im Jordan genommen ist, rüstet sich die Reisegesellschaft zur Rückkehr; auf demselben Weg, auf demselben Schiff geht die Rückfahrt nach Venedig vonstatten.

In der geschilderten Weise verliefen fast alle Fahrten ins heilige Land. Nur selten wurde der Landweg über Konstantinopel eingeschlagen; auf dem Rückweg allerdings trennte sich manchmal die Gesellschaft in Jerusalem, indem ein Teil erst den Berg Sinai besuchte.

Weltliche Reisen.

Neben die große Anzahl der Pilgerreisen treten im 14. und 15. Jahrhundert nur wenige weltliche Reisen. Es sind dies Kriegs- und Ritterfahrten (vergl. Schiltberger und Leo von Rozmital). Erst

im 16. Jahrhundert werden sie sehr häufig. Das wirtschaftliche Leben wird reger, neue Erdteile werden erschlossen, Handel und Verkehr in der alten und neuen Welt nehmen einen großen Aufschwung. Diese weltlichen Reisen zerfallen wieder in Kriegs- und Eroberungsfahrten (so besonders nach der neuen Welt), Ritterfahrten durch Europa zum Besuch fremder Höfe, wobei man gewöhnlich auch die berühmten Wallfahrtsorte St. Jago in Spanien usw. besucht. Daneben sind es Geschäftsreisen von Kaufleuten oder Gesandten. Dürer berichtet über seine Fahrt nach den Niederlanden — diese Schrift mag ihres bedeutenden Verfassers wegen besonders erwähnt werden. — Forschungs- und eigentliche Vergnügungsreisen erscheinen in dieser Zeit zum ersten Mal. Forschungsreisen zu naturwissenschaftlichen Zwecken kennen wir mehrere (Rauwolf, Ndrh. Bericht). Als Vergnügungsreisen im weiteren Sinn können wir die Ritter- und Fürstenfahrten an fremde Höfe ansehen, wenn sie auch nach ihrem Hauptzweck Bildungsreisen sind und nebenbei politischen und religiösen Charakter haben.

So beschreibt Herberer eine Vergnügungsreise seines Herrn. (Außer den Genannten vgl. Hantzsck S. 86—125.) Philipp von Hagens Sohn machte eine Vergnügungsreise nach Italien. Kiechels Reisen sind durch seinen Wissensdrang und seine Wanderlust veranlaßt. Der Ausflug Kraffts auf den Libanon ist wohl eine Vergnügungstour zu nennen, wenn auch die Zedern des Libanon wegen ihrer biblischen Berühmtheit ihn anlocken.

Eigentliche Vergnügungsreisen sind die Wanderungen auf die Alpenberge, die nach dem Vorgang Geßners (1541) im 16. Jahrhundert eifrig betrieben werden, um die Schönheit der Bergwelt zu genießen (vgl. Anm. 1 am Ende der Literatur; G. Peyer, Die Geschichte des Reisens in der Schweiz, Basel 85).

Unter den weltlichen Reiseberichten sind besonders die von Springer, Kiechel, Wunderer, Rauwolf und Ulrich Krafft hervorzuheben (Näheres s. Literaturangabe).

Quellen und Art der Aufzeichnungen.

Ehe wir auf den Inhalt der Reisebeschreibungen eingehen, ist es gerade bei dieser Art von Literatur sehr wichtig, festzustellen, wie die Aufzeichnungen entstehen, zu welchem Zweck sie geschrieben sind, ob sie zur persönlichen Erinnerung dienen oder für die Öffentlichkeit bestimmt sind, in welcher Form sie niedergelegt werden. Sehr bedeutungsvoll werden die Fragen: Welche Quellen liegen den Aufzeichnungen zu Grunde, wird nur Selbstgesehenes und Selbsterlebtes aufgeschrieben? Daran knüpft sich

ohne weiteres die Frage nach der Glaubwürdigkeit der Mitteilungen. Aus den hier und da eingestreuten Bemerkungen können wir eine Antwort auf diese Fragen finden. Die meisten Anhaltspunkte gewinnen wir über die Entstehung der Pilgerschriften. In den Reisebeschreibungen, vor allem aber auch in den sogenannten Reiseinstruktionen, die über die notwendigen Ausrüstungen für eine Orientfahrt Anweisungen geben, wird daran erinnert, Tinte und Papier nicht zu vergessen (vgl. R. M. S. 8 u. Röhrich D. Pilgerreisen 1900 S. 8). Das Schreiben auf dem immerhin schlecht eingerichteten Schiff ist eine schwierige Sache. Harff (S. 60) will nicht ausführlich schreiben, er meint: ein anderer, der einen besseren Platz auf dem Schiff gehabt hätte, hätte das besser tun können. Es war ein Zeitvertreib für viele, wie Fabri in der oben angeführten Stelle (I. 139 ff., lit. Ver. B. 2) erzählt. Rieter hat zusammen mit Tucher in dem Büchlein, das er in Venedig gekauft hat, unterwegs Änderungen angebracht, anderes dazu in ein Tagebuch eingetragen. Sobald Rieter ergänzt das Buch seines Vaters. Bei vielen finden wir unterwegs die Tage und Stunden genau angegeben, es müssen also die Aufzeichnungen während der Reise ergänzt worden sein. Hirschfeld hat den ganzen Vertrag mit dem Schiffspatron abgeschrieben, dazu die Namen der Pilger. Friedrich der Weise und Lochner haben unterwegs Aufzeichnungen gemacht; diese wurden zu Hause überarbeitet. Das ist bei vielen der Fall. Spalatin läßt in der Überarbeitung an einer Stelle eine Lücke, die er nicht ausfüllen kann, weil die Teilnehmer alle tot sind.

Guglingen schildert den Überfall eines Klosters durch Diebe; er weiß das Schicksal der Diebe noch nicht, später fügt er es ein, also hat er auf dem Weg geschrieben. Fabri, der Ulmer Mönch, schildert uns genau die Entstehung seines dickbändigen Reisewerkes (I. 1—6. I. 66. II. 437. III. 365. Ausg. d. liter. Ver. II., III., IV.).

Auf dem Schiff oder auf dem Esel sitzend, macht er unterwegs schriftliche Bemerkungen und benutzt dann den Aufenthalt in den Städten, um diese Bruchstücke zu verarbeiten. Oft muß er die Nacht dazu benutzen, wenn der Fortgang der Reise keine andere Zeit ließ. Er legt für jeden Tag der zwölf Monate ein eigenes Kapitel an. Dieser Stoff dient ihm als Unterlage für die gründliche Überarbeitung in der Heimat. Fabri gesteht, daß ihm die Reisebeschreibung mehr Arbeit gemacht hätte, als die Reise selbst, was bei der Menge gelehrten Materials, das er hinzubringt, sehr glaubhaft erscheint. Viele denken erst in der Heimat daran, ihre Erinnerungen aufzuzeichnen; manche werden auch von Freunden oder Vorgesetzten erst dazu gebracht (vgl. Fabri I. 1-6, lit. Ver. 2, ebenso zu dem Auszug aus seinem großen Evagatorium vgl. R. M. S. 278. Ludolf, Wormser, Lochner, Wilh. von Boldensele);

sie schreiben dann entweder nach dem Führer, den sie noch besitzen, oder nach ihren Aufzeichnungen, so Wormser (Feyrabend S. 213), oder ganz und gar aus dem Gedächtnis. So sagt z. B. Ludolf von Suchem in der Einleitung (S. 1, liter. Ver. 25), so viele andere hätten über die heiligen Orte geschrieben, da wolle er auch berichten, da er so lange dort gewesen wäre. Der Anonymus von Augsburg bemerkt gelegentlich (S. 310) er habe die Stätten nicht alle behalten, und Faßbender (R. M. S. 277) hat zu Hause vier Jahre nach der Reise geschrieben.

Die Sprache der hier betrachteten Schriften ist im allgemeinen die deutsche; die Geistlichen Fabri, Ludolf, Guglingen und Wilhelm von Boldensele schreiben Lateinisch, die Sprache der Gelehrten.

Der Reisebericht in Briefform findet sich bei den Palästina-reisen noch nicht. Zu der Beschreibung von Breitenbachs Reise sind Abbildungen angefertigt. Davon abhängig sind die Bilder in der Beschreibung des Konrad von Grünemberg in der Gothaer Handschrift, die ich eingesehen habe (vgl. Anm. 2 am Ende d. Lit.).

Hier ist schon die Frage berührt, und wegen ihrer Wichtigkeit muß sie hier erörtert werden: Für wen und zu welchem Zweck schreiben die Reisenden? Viele geben darüber gar keinen Anhaltspunkt, viele andere geben uns ihre Absicht ausdrücklich kund. Manche schreiben für sich, ihre Familie, ihre Söhne, zur Unterhaltung und Belehrung; z. B. leitet Dietrich von Schachten (R. M. 165/66) sein Werk ein: „Nicht daß ich solches in Hoffart oder mir zum Ruhm schreibe, sondern nur zu einer Gedächtnis- und Kurzweil“. Andere schreiben für Freunde oder Vorgesetzte (Pfinzing, Breitenbach, Füessli S. 93: ich schrybs allein eim myner besten Gsellen, der mich drum bäten hat). Mergental (Vulp. Cur. III. S. 488) schreibt im Auftrag seines Herrn auf, was sie sehen; Fabri (I. 353, lit. Ver. B. 2) erzählt, daß Breitenbach den Martin Roth aus Mainz und den Erhard Rewich mitgenommen habe, den einen zum Beschreiben, den andern als Maler. Wilhelm von Boldensele schreibt für einen Kardinal, Ludolf für einen Bischof, Lochner für einen Fürsten.

Daß recht viele wünschen, daß ihre Werke auch in weiten Kreisen gelesen oder von anderen als Führer benutzt werden, ist sehr naheliegend, wird uns zudem noch mehrfach ausdrücklich bezeugt. Rattenberg schreibt nach seiner Reise 1531 für Leute, die nicht nach dem heiligen Lande fahren, um ihnen „ein Bild von den Herrlichkeiten“ zu geben. Sebald Rieter schreibt das Werk Sebald Rieters des Älteren ab, damit die Pilger lesen und sich die Ordnung merken und die heiligen Orte richtig besuchen; Orte an denen Ablass gewonnen werden kann, sind bei ihm mit † bezeichnet. Ebenso schreibt ein niederrheinischer Pilger (vgl. Conrady S. 66, Liter. I.) Fabri (vgl. I. 1—6, lit. Ver. 2) auf Wunsch seiner Ordensbrüder, um sie über alles zu unterrichten. Wenn er sein Werk

mit einer überall zusammengesuchten Gelehrsamkeit ausstattet, so denkt er dabei an die Belehrung seiner Leser.

Tucher (Feyrabend S. 349 b) bezeichnet als seine Absicht: „daß andere christliche fromme Brüder, die eine Reise auszuführen vorhaben, möchten durch Unterrichtung Gelegenheit und Schicklichkeit der Lande und Menschen desselben desto mehr begierig werden und desto minder Beschwerde von ihrer Reise empfangen, habe ich, obengenannter Hans Tucher, in guter brüderlicher Meinung einfällig und schlechtiglich, männiglich in Schriften wollen enden, was ich allda sichtlich und eigentlich gesehen, erfahren und erkündet habe, auch was einem jeden Vermögenden zu solcher Reise und Wallfahrt zu ganz notdürftig und was mir Glücks und Widerwärtigkeit auf solcher Reise hin und her wider zugestanden und begegnet ist und wie das hernach von einer Tagesreise zur andern in 49 Wochen lang eigentlich geschrieben und begriffen ist“. Auch hierin stimmt er mit seinem Reisegegnossen Rieter überein. Guglingen schreibt für die Öffentlichkeit (vgl. Sollweck, Einl. S. 4), ebenso Harff (S. 260), denn er will als Wegweiser dienen; deshalb gibt er die Stationen und ihre Entfernungen an und richtet am Schlusse an den Leser die Bitte: bitte Gott für den Pilger, Wegweiser und Dichter. Zedlitz (Ausgabe: Röhricht in: Zft. d. d. Palästinavereins 1894, S. 98) schreibt: „Ich habe alle Tage geschrieben, zu Wasser und zu Land, damit jeder, der auch hinziehen will, sich besser darnach richten kann, da er alle Meilen zu Wasser und zu Lande verzeichnet findet“. Wanners Herr ist von dem Schiffspatron um viel Geld gebracht worden, darum schreibt er es, damit andre Pilger sich darnach richten (Ausg. Röhricht-Meissner in: Zft. d. d. Pal.-Ver. 1878. I). Daß Rindfleisch seine Mitmenschen durch seine Beschreibung erbauen will, ergibt sich aus dem ganzen Ton und den frommen Anrufungen Gottes. Derselbe Zweck ist mehr oder weniger für die meisten Reiseberichte bestimmend gewesen. Man will Angehörige, Freunde, Vorgesetzte oder die Allgemeinheit über die Fahrt und die Heiligtümer im Orient unterrichten (Näheres unten). Doch kann dieser Zweck bei der Abfassung der Berichte nicht allein die auffallende Ähnlichkeit erklären, welche zwischen den vielen Reisewerken der Zeit besteht. Daß sie auch inhaltlich in den Angaben sich einander so nahe stehen, wird hauptsächlich durch die Gleichartigkeit oder Ähnlichkeit ihrer Quellen erklärt.

In Betracht kommen erstens schriftliche Quellen, vor allem geschriebene Führer, die besonders für solche Reisen nach Palästina angefertigt waren, in Venedig oder Jerusalem gekauft oder abgeschrieben werden konnten (vgl. Röhricht, Dtsche. Pilgerreisen, Ausg. 1900, S. 8). Das Vorhandensein geschriebener Pilgerführer wird uns mehrfach bezeugt. Rieter (lit. Ver. 168, S. 4) erzählt, daß er in Venedig einen geschriebenen Pilgerführer gekauft habe. In

Palästina besuchen sie die heiligen Orte „nach Anzeigung des Büchleins“, d. h. hier war die Reihenfolge der zu besuchenden Orte angegeben. Zülnhardt (vgl. R. M. S. 312) scheint einen Pilgerführer abgeschrieben zu haben. Buseck (R. M. S. 460) erhält im heiligen Land ein Reisebüchlein von einem italienischen Mönch als Reiseführer. Rehlinger (R. M. S. 413) berichtet, daß er die Sachen, die er nicht selbst gesehen, aus einem Büchlein eines Mönchs abgeschrieben hat, der lange in Jerusalem weilte. Rieter gibt auch Auskunft über die Anlage eines solchen Führers (vgl. Röhricht-Meisner S. 112 aus Sebald Rieter 1479, dem Jüngeren).

„Item was nun heilig Stette auf dem Perg Syon genannt, da ytzo das Barfüßer Closter ist auch in dem Tempel des heyligen Grabs und an andern Ennden allenthalben im heiligen Landt sind, wie dy nach ordnung von denn pylgramen besucht werden was auch aplas an dennen sunderlich ist und was gepel an den heiligenn Stetten auch sunderlich gesungen und gesprochenn werden, ist alles in einem lateinischen puchlein, das ich auch habe in einem Teutschen puchlein, das mein, Sebolt Rietters, Vatter seliger davon verzeichnet hat, gar ordentlich begriffen, darumb ich das alles nit beschriben hann ann diesem Ennde“.

S. Rieter der Jüngere und Tucher haben zusammen den älteren Rieter abgeschrieben oder ergänzt und sich gegenseitig auch stark beeinflußt, entweder einander abgeschrieben oder zusammen verfaßt (R. M. S. 114). Der Führer enthält also die Stationen, wie sie nach der Reihe unter Führung der Mönche besucht werden, die Gebete und Gesänge; die Orte mit Ablass sind mit einem † bezeichnet (vergl. Seite 8 oben). Daß Guglingen einen solchen Führer benutzt hat, ergibt sich daraus, daß er an einer Stelle sagt: wo sich ein Kreuz findet, da ist Ablass; da sich in der Originalhandschrift (vgl. Einl. X) keine Kreuze finden, so kann damit nur der Führer gemeint sein (cf. Sollweck Ausgabe S. 99). Gumpenberg schrieb einen ganzen Tag ab die Schrift von dem Berg Calvaria bis zu Pilatus Haus (vgl. Feyrabend Reyßbuch 238). Tucher (Feyrabend 306) benutzt eine chronica aus der librerey. Baumgarten (S. 99) spricht von einer bibliotheca coenobii (vgl. Sollweck lit. Ver. B. 192 S. 181). Eyb (1476) hat den Bericht von Ketzler stark benutzt, oder sie haben gemeinsam unterwegs geschrieben (vgl. Scheps, Z. d. d. P. V. 1891). Reiseführer werden von den Franziskanern in Jerusalem an die einzelnen Pilger verteilt (vgl. Kamann, Lit. S. IV., Nürn. Mitteilungen 3. 251, 257). Fabri (III 248, lit. Ver. B. 4) nennt besonders die libelluli militum peregrinorum oder „in libellulis peregrinalibus“ I. 5.

A. Ruppertsberg in der Ausgabe der Reise des Grafen Johann Ludwig von Nassau-Saarbrücken (Einleitung) nennt einen Führer von 1491: Peregrinationes terrae Sanctae. Es gab einen italienischen Führer, gemacht von einem Mönch Noè Bianco; auch eine lateinische

Ausgabe gab es; er ist vielfach wörtlich bei den Pilgern benutzt, so bei Jakob von Verona 163—170. Nach früheren Aufzeichnungen hatte Burchard de Monte Sion ein Verzeichnis der heiligen Stätten hergestellt, das meist benutzt wurde (vgl. Röhricht, Dische. Pilgerreisen 1900, Anm. 10, S. 30). Der bekannteste und verbreitetste Führer stammte von Romberch a Kyrspé, welcher Prokurator des heiligen Landes in Venedig war (Röhricht, a. a. O. S. 43.) Wie Rehlinger (R. M. S. 413) bemerkt, weichen die Angaben in den verschiedenen Pilgerbüchern oft ab; er sucht deshalb einen Führer, in dem alle heiligen Stätten verzeichnet sind. Diese Zeugnisse mögen genügen, das Vorhandensein schriftlicher Führer zu beweisen und die Art ihrer Anlage zu kennzeichnen (vgl. auch: Röhricht, Deutsche Pilgerreisen nach dem heiligen Lande, Ausg. 1900, S. 43. A. 86. Conrady 205—222).

Selbst wenn wir gar keine ausdrücklichen Zeugnisse hätten, müßten wir ihr Vorhandensein annehmen. Denn die verblüffende Ähnlichkeit der Pilgerschriften in ihren Hauptpunkten läßt sich nur erklären, wenn man eine gemeinsame oder ähnliche Quelle annimmt. Viele begnügen sich mit dem, was im Führer gestanden hat. Andere schriftliche Quellen werden erwähnt: Guglingen benutzt verschiedene Bücher über das Alte Testament und die Mohamedaner. Fabri staltet sein Werk mit gesuchter Gelehrsamkeit aus, er hat geschichtliche und theologische Werke in weitem Maß benutzt: Josephus über Geschichte von Palästina, Bibel, Orosius, Plinius, Eusebius, Augustin, mittelalterliche Chroniken. Er wertet die Sagen des klassischen Altertums (vgl. dazu Anm. 3 am Ende der Literatur).

Daß außerdem mündliche Quellen manches überliefert haben, besonders auf der langen Meerfahrt, ist ja selbstverständlich, es wird uns außerdem vielfach bezeugt. Da sind zu nennen der Schiffspatron und die Schiffsleute. Bei Otto Heinrich: wie man uns sagte (R. M. 363, 365). Hirnheim (R. M. 452) gibt den Patron und ebenso Guglingen den Patron, die Schiffsleute und andere glaubwürdige Leute als seine Gewährsmänner an (lit. Ver. 192 S. 94). Unser Patron ließ uns zu erkennen geben, daß gar böse Luft in dem Lande (Cypern) sein sollt (Friedr. d. Weise, S. 82). Ebenso steht es bei Tucher (Feyrabend S. 352). Stolberg (S. 196, auch 203 a. 3) erzählen die Schiffsleute, daß die Türken böse Menschen sind, die um ein Geringes einen Christen umbringen. Daß die Sionmönche die Führer der Pilger waren, daß sie dieselben am Meer abholten und nach Jerusalem geleiteten und dann an die verschiedenen heiligen Orte immer in bestimmter Reihenfolge herumführten, wird uns in den meisten Schriften erzählt. Dabei erklären sie den Pilgern die Bedeutung der einzelnen Stätten; öfters berufen sich die Reisenden auf ihre Aussagen, so beim Anonymus (Herrigs Archiv 10 B. 1867, S. 313): „sagten uns die Mönch“. Der

Statthalter des Klostersvorstehers erzählt Fießli (S. 150) die Geschichte von der berühmten Kreuzesprobe der heiligen Helena. Selbstverständlich ging man öfters die Einwohner des Landes um Auskunft an. Vgl. Anonymus (S. 320): „sprachen die leit“ von der Fruchtbarkeit der Insel Cypern. Rieter (lit. Ver. 168, S. 94) hat manches von seinen Begleitern gehört. Rindfleisch (R. M. S. 340): In Kandia „3 Tage vor uns wardt ein Erdbeben da gewest und als ich höre, so ist es gemeine dar, und so gros, das die heuser einfallen und ist gar ein erschrecklich ding zu hören“. Wie in dem heiligen Lande die Sionmönche, so unterrichteten die dortigen Mönche die Sinai-Pilger über das Kloster und seine Heiligthümer (vgl. Fabri und Rieter). Dabei müssen wir bedenken, daß solche mündliche Erkundigungen selten verzeichnet werden. Sie finden sich übereinstimmend bei vielen; es ist das so zu erklären, daß, wenn nicht andere Abhängigkeit vorliegt, die Pilger alle mit bestimmten venetianischen Schiffen fahren. Es gab dort zwei Unternehmer; viele fahren mit demselben Schiffspatron und wohl auch mit derselben Mannschaft. Das Vorkommen seltsamer Nachrichten bei verschiedenen Leuten mag sich manchmal auf diese Weise erklären. Hirnheim (R. M. 452) hat von dem Patron gehört, daß der Biß der kretischen Frauen giftig ist; dasselbe lesen wir bei Pappenheim, Buseck und Rattenberg (R. M. 426, 456, 407).

Übereinstimmende Bemerkungen über die Gefährlichkeit des Meeres an bestimmten Stellen, über die Art wie Helena das stürmische Meer beruhigte, über die Breitschwanzschafe in Cypern etc. mögen auf diese Weise zu erklären sein.

Je weniger Bestimmtes sich über den Einfluß dieser mündlichen Quellen sagen läßt, um so mehr müssen wir die Benutzung früherer Reisewerke als Grund für so viele Gemeinsamkeiten annehmen. Vielfache Beweise dafür gibt Röhricht in der Einleitung zu „Deutsche Pilgerreisen“. Die Zahl seiner Belege ließe sich leicht vermehren, denn oft sind ältere Berichte ab- oder ausgeschrieben.

Ein Überblick ergibt: die Quellen sind reichlich, aber auch recht verschiedener Natur und darum von recht verschiedenem Wert. Es wird eben gar manches auf gut Treu und Glauben hingenommen und aufgezeichnet, oft genug Dinge, die nur in einer recht abergläubischen Zeit dem Leser geboten werden konnten. Zum Unterschied gegen heutige Forderungen machen wir gar oft die Entdeckung, daß nicht nur das verzeichnet wird, was man selbst gesehen hat. Man sucht Reichhaltigkeit, deshalb muß da, wo man nicht durch den Augenschein unterrichtet ist, fremdes Wissen aushelfen. Bei dem ganz unpersönlichen Charakter der älteren Literatur ist das auch zu begreifen und wird oft zugestanden. Rehlinger (R. M. 413) erklärt, daß er das, was er nicht selbst gesehen hätte, aus dem Büchlein eines Mönches, der lange in Jerusalem war, abgeschrieben habe. Von Brunner (Serapeum 1853, S. 191)

wissen wir, daß er mehr beschrieben hat, als er gesehen. Ludolf (lit. Ver. 25, Einleitung S. 2) will nicht nur, was er selbst erlebt, sondern auch was er von anderen wahrheitsliebenden Leuten gehört hat, erzählen. Viele erzählen von dem sagenhaften Magnetberg und ähnlichen Fabeln. Leicht glauben sie, was man ihnen sagt; so berichtet Harff (vgl. Groote, Ausgabe lit. Ver. 192, S. 177, Einl. S. XLI) auch von dem Haus des reichen Prässers in Jerusalem, der doch nur in einem Gleichnis Christi erwähnt wird. Große Leichtgläubigkeit charakterisiert überhaupt einen bedeutenden Teil der Schriften; eine Menge Fabeln werden darin gebracht (vgl. dazu Anmerk. 4 am Ende der Literatur). Rieter (lit. Ver. 168, S. 120) sagt: er habe noch viele andere unglaubliche Dinge gesehen, die wolle er nicht erzählen, um nicht den Schein des Lügners zu erwecken. Wie oft die Angaben nur auf Erzählung der Leute gestützt sind, hat die Betrachtung der Quellen schon ergeben. Schillberger (lit. Ver. 172, S. 15, S. 82) gibt Nichtgesehenes als gesehen. Tucher beschreibt einiges aus dem Tempel, den die Christen nicht betreten durften, also war er wohl auch nicht drinnen. Smeding (Zeitschr. f. Niedersachsen 1879, S. 287) hat nicht alles gesehen, beschreibt es aber. Die Beschreibungen können bei diesem Sachverhalt ganz und gar nicht in allen Angaben Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben, und wir werden hier dem Beispiel der Zeitgenossen vielfach folgen müssen, die, wie Staden (liter. Ver. 47, Einleitung) erzählt, den Reisenden sehr wenig Glauben schenken. Dieses Mißtrauen ging so weit, daß manche es für gut fanden, unglaublich klingende Angaben ganz zu unterdrücken, um nicht dem Verdacht der Lüge preisgegeben zu sein. Zugleich bestätigt sich hier, was wir oben über den Zweck der Beschreibungen gesagt haben. So wenig man sich begnügt, nur das zu vermerken, was man persönlich gesehen hat, so wenig persönlich sind die Reisewerke der Zeit überhaupt. Die Reisebeschreibungen sollen Nachricht geben über die Fremde, sie sollen Führer sein; als Beitrag zur Literatur sind sie nicht gedacht.

Die Ähnlichkeit des Reisewegs, der Reiseart machen es uns möglich, in der Untersuchung über die Quellen und die Art der Aufzeichnung die Palästinareisen im Zusammenhang zu betrachten. Wollen wir dieselbe Frage für die übrigen Reiseberichte beantworten, so erfordert die Verschiedenheit der einzelnen Reisen eine gesonderte Betrachtung. Für diese Aufzeichnungen scheidet zunächst die schriftlichen Quellen, die Führer, aus. Geschichtliche Quellen sind benutzt von Ernslinger (lit. Ver. 135, S. 40, 87, 127, 133). Busbeck kennt den Wert des Monumentum Ancyranum als Quelle (S. 35). Schwedische Chroniken erwähnt Kiechel S. 68. Selten benutzen sie auch andere Reiseschriften: Smeding (Einleitung z. Ausgabe in: Zft. des histor. Vereins für Niedersachsen 1879) schreibt häufig andere aus. Im allgemeinen tritt uns hier nur das

entgegen, was der Reisende selbst gesehen hat oder gesehen haben will. Fast jede Reise nimmt einen anderen Weg; neben dem Augenschein kommen nur noch mündliche Erkundigungen an den Orten selbst in Betracht. Die Folge davon ist, daß ihre Angaben freier sind von den überlieferten Märchen, die meisten gehören überdies der Zeit des 16. Jahrhunderts an, wo allenthalben eine scharfe Kritik gegenüber den unglaublich klingenden Erzählungen eingesetzt hat. Dazu kommt, daß sich diese Reisen vielfach in Europa bewegen, nicht in dem Fabel- und Wunderland des Ostens (aber auch hier sind die Berichte klarer und kritischer geworden). Die Folge ist, daß diese Berichte besonders aus der späteren Zeit natürlicher und glaubwürdiger sind. Sie sind meist nach Aufzeichnungen (Wedel, Kiechel, Kraft), manche auch aus dem Gedächtnis zu Hause niedergeschrieben (die Entdeckungsfahrer). Nicols (Einleitung) war sieben Jahre in der Fremde und schreibt, um die vielen umlaufenden Irrtümer zu berichtigen. Kraft (lit. Ver. 61, Einleitung) schreibt zur Belehrung seiner Söhne; Breuning von Buchenbach berichtet seinem Herrn über seine Gesandtschaft; für die Öffentlichkeit sind sie fast alle bestimmt. Die Briefform ist hier schon mehrfach angewandt, so z. B. von Busbeck in vier lateinischen Briefen über seine Orientreise, von Philipp von Hutten in seiner Zeitung aus India (Amerika) 1538; auch die Briefe Baumgartners dürfen wir hier heranziehen, in denen er seine Gemahlin über den Fortgang seiner Reise, seine Geschäfte und sein Befinden unterrichtet.

Form und Inhalt der Reisebeschreibungen.

Auch in diesem Kapitel tritt wie in den anderen die Menge der Pilgerschriften als eine gleich geartete, eng zusammengehörige Gruppe auf. So wie diese Reisen fast alle in derselben Weise ausgeführt wurden, so wie diese Berichte sich ähnlich sind nach Quellen und Zweck, so sind sie es auch nach ihrem Inhalt. Wer es unternimmt, diese große Zahl von Berichten zu lesen, der wird bald den Eindruck gewinnen, daß die Mehrzahl nach Form und Inhalt eine auffallende Übereinstimmung verrät. Leicht wird sich auch die Unterscheidung in zwei Gruppen ergeben, in solche, die kaum mehr bringen als der Führer, und solche, denen die Fahrt auch Anregung gegeben hat, uns über manches Gesehene und Gehörte zu unterrichten.

Der Zweck der Reise drückt all den Schriften einen allgemeinen Charakter auf; alles wird vom Standpunkt des Pilgers gesehen. Der Weg durch Deutschland und über die Alpen nach Venedig wird kurz abgetan. Nur die größeren Orte und ihre Entfernungen werden trocken aufgezählt. Vielleicht bezeichnet der

Pilger noch ein Kloster oder eine Wirtschaft, wo er eingekehrt ist, oder ein Heiligtum, das er auf dem Weg besuchte. Er versäumt dann nicht die Wunder zu erzählen, die hier geschehen sind. Selbst an Venedigs Schönheiten gehen viele stumm vorüber. Die Sorge, mit einem Patron den Überfahrtsvertrag abzuschließen und Lebensmittel einzukaufen, beherrscht sie ganz. Die gefahrvolle, unbequeme Meerfahrt bringt uns nur die Namen der Landungsplätze; am stark befestigten Rhodus vorbei geht es nach Jaffa, die Pilger küssen die Erde, der Zauber der Erinnerungen, die sich an diese Orte knüpfen, umfängt sie völlig. Wir begreifen es deshalb, wenn wir nichts weiter finden, als eine Aufzählung der heiligen Orte, genaue Angaben über Ablässe und Reliquien. Dazwischen eingestreut sind seitenlange biblische Geschichten oder Wundermärchen, die an bestimmte Orte anknüpfen. So erbaulich diese für mittelalterliche Leser klingen mochten, so ermüdend sind sie für uns zu lesen. Eigentümlich ist für viele Aufzeichnungen die Genauigkeit, mit der die Kirchen nach Schritten ausgemessen, die bunten Säulen oder farbigen Steine gezählt oder vermerkt werden. Auch die Zahl der Staffeln oder Schwibbogen wird gewissenhaft angegeben. Diese Ausführungen sind meist ohne Anschaulichkeit, ohne Verbindung aneinander gereiht; sie gehören allen älteren Pilgerschriften an, sie nehmen bei weitem den größten Raum ein.

Aus der Untersuchung, die wir oben über die Quellen, Art und den Zweck der Aufzeichnungen angestellt haben, erklärt sich diese Übereinstimmung sehr einfach. Die Verfasser beschränkten sich in der Hauptsache darauf, das zu geben, was sie in ihrem schriftlichen Führer, bei einem anderen Bericht oder ihrer Vorlage vorfanden, sie ergänzten nur die Namen der berührten Stationen und geben vielleicht hier und da eine besondere Anmerkung. Wie weit diese Gleichförmigkeit geht, zeigt sich schon darin, daß Röhrich-Meisner in der Ausgabe der Schriften oft nur das zu drucken brauchte, was jeder Pilger neben den allen gemeinsamen Mitteilungen bot.

Für unsere Untersuchung sind aber gerade die Bemerkungen, die nicht aus der vorliegenden Quelle abgeschrieben oder durch den Zweck der Reise veranlaßt sind, von besonderem Interesse. Denn gerade sie zeigen uns, worauf der Wallfahrer persönlich geachtet hat, was ihm der Aufzeichnung wert erschien. Dieses persönlich Eigentümliche wollen wir verfolgen und daraus erkennen, wie das Auge sich allmählich für die umgebende Welt öffnete, und wie dafür ein Ausdruck gefunden wurde. Gewähren die kurzen Berichte nach ihrer ganzen Art darin nur eine geringe Ausbeute und lassen damit kein allgemeines Urteil begründen, so steht andererseits die ausführlichere und selbständigere Gruppe der Beschreibungen als vollwertiger Zeuge der Zeitanschauungen vor uns und gestattet uns, klar und bestimmt zu erkennen, was der damalige

Mensch bei der Wanderung durch Heimat und Fremde sah und ausdrücken konnte.

Der gemeinsame Charakter, der dieser großen Zahl von Reiseberichten eigen ist, ist die Unpersönlichkeit der Darstellung. Umarbeitungen oder Fälschungen späterer Zeit, die rein persönliche Erzählung bringen, offenbaren gerade dadurch ihre Unechtheit. So sind die gefälschten Berichte des Jost Artus (Vulpus Curiositäten II. 405 ff.) und Reiningers (Vulpus Curiositäten VI. 323 ff.), die von Liebesabenteuern, Mondscheinnächten und persönlichen Erfahrungen sprechen, der Form nach in dieser Zeit ganz unmöglich (vgl. Erman ZddPV. IV. 201—5). Ebenso weist manche Schilderung, sowie die glatte Erzählung in Niklaus von Popplau sofort auf den späteren Überarbeiter hin. Ist auch die Literatur der Zeit überhaupt unpersönlich, so werden wir doch die Frage erörtern müssen, wie sich diese Darstellung aus dem Inhalt und Zweck der Beschreibung erklärt. Auch in dem Werk des Mönchs F. Fabri (1483), das in moderner Druckausgabe drei dicke Bände umfaßt, suchen wir das Wörtchen „ich“ fast vergeblich. Nur an ganz wenigen Stellen tritt der Verfasser selbst einmal mit dem hervor, was ihn selbst bewegt, was er selbst über das Gesehene denkt. Das Interesse der Zeit geht also vornehmlich auf das stofflich Neue, das solche Reisen den Blicken erschließen; so ergibt sich für die Mehrzahl nicht wie man meinen sollte, eine Erzählung dessen, was sie erlebt haben, sondern nur eine Beschreibung oder Aufzählung dessen, was sich in der Fremde findet. Das war das Wichtigste; erst wenn die Aufzeichnungen ausführlicher werden, gibt es auch Raum für Erlebnisse, die aber auch fast nie persönlicher Art sind, sondern das erzählen, was der ganzen Reisegesellschaft begegnet ist, oder was eine große Anzahl unternommen hat, etwa ein Ritt von der Hafenstadt ins innere Land, ein Sturm auf dem Meer, der Besuch einer Kirche oder sonstiger Sehenswürdigkeiten. Die wenigen Stellen, wo über die eigne Person oder Eindrücke etwas gesagt wird, können wir hier leicht anführen. Am ersten offenbart sich das Gefühl der Furcht auf dem Meer bei Sturm oder bei Angriffen. Manchmal äußert sich das Gefühl besonderer Freude, z. B. bei Rindfleisch (R. M. 342) nach einem gefährlichen Sturm: da waren wir also froh, als wären wir neu geboren; oder bei Fabri, als er nach langer Wüstenreise nach Aegypten kommt (III. 1 lit. Ver. B. 4), bei Guglingen über die päpstliche Erlaubnis zur Wallfahrt und über die Annäherung an Jerusalem (lit. Ver. 192 S. 5, 114, 122, 142, 171). Was so viele gefühlt haben, spricht z. B. der Anonymus von Augsburg aus: wir waren froh, als wir Jerusalem sahen (S. 306). Einen tiefen Eindruck muß Damaskus auf Lemn (R. M. 108) gemacht haben, wenn er es das schönste Land nennt, das er je gesehen hat. Beim Lesen von Ludolls Bericht (lit. Ver. 25, S. 39) ist es uns geradezu aufgefallen, wenn

er sagt: ich möchte weinen; ähnlich tiefe Rührung empfand Wilhelm von Boldensele: an der Stelle, wo Christus Blut vergossen, muß jeder Christ Tränen vergießen. Über das Gefühl des Heimwehs, das wohl die meisten unterwegs ankam, sprechen die wenigsten, z. B. Breitenbach (Feyrabend S. 111. b). Er ist froh über die Abfahrt nach der Heimat. Auch Fabri (II. 466, 474. III. 386, lit. Ver. B. 3, 4) und Harff (S. 250) freuen sich, wieder nach Hause zu kommen. Das persönliche Befinden wird kaum erwähnt; nur von Erkrankungen, besonders von Seckkrankheit, wird öfters gesprochen. Eine Stelle wie bei Tucher (Feyrabend 353): „wir lagen da und waren sehr müde, aber wir mußten mit, wenn wir geführt wurden“, finden wir in den vielen Berichten recht selten. Ebenso ist die Bemerkung Wormsers (Feyrabend 222 b): „ich hätte lieber etwas anderes geküßt“ (als den Araber, dem sie Geld geben mußten), eine seltene Abwechslung. Im übrigen verrät uns nur der allgemeine Ausdruck „schön“, daß etwas einen größeren Eindruck auf den Pilger gemacht hat, wenn er etwa von einer schönen Kirche, einer schönen, fruchtbaren Insel spricht, Venedigs schöne Frauen rühmt (vergl. unten S. 25); oder er erinnert uns an die Auffassung der Zeit, wenn er von einem gräßlichen Gebirge redet.

Wenn wir uns erinnern, wie gerade die persönliche Behandlung des Stoffes in jedem Literaturwerk die Beziehung zwischen Leser und Verfasser knüpft, wie wir erst dann Instand gesetzt werden, das Erlebte mit zu erleben, so wird uns klar, wie weit diese alte Form der Reisebeschreibung noch von dem entfernt ist, was wir unter einem literarisch wertvollen Reisebericht verstehen. Sie ähneln in ihrer großen Masse noch ganz und gar unserem Reiseführer; eine kleinere Zahl bietet durch Aufnahme einiger Erlebnisse den Übergang zu der persönlichen Darstellung, wie sie sich im 16. Jahrhundert allmählich entwickelt hat.

Ehe wir aber auf diesen Umschwung in der Darstellung eingehen, wollen wir erst untersuchen, worauf sich das besondere Interesse der Reisenden richtet. Die erste Aufmerksamkeit des Pilgers gilt ja dem, was am meisten ins Auge fällt, den mächtigen Gebäuden, Palästen, vor allem aber auch den starken Befestigungen. Immer wieder werden die starken Mauern genannt, die Türme oft nach der Zahl erwähnt. Wappen werden oft erwähnt und beschrieben (R. M. 115, 116, 427. R. M. 174. Hirschfeld Beil. I. vgl. auch Grünenberg Bild 1, 2, 6, 7, 11, 21 usw.). Venedigs Kriegsflotte, die Hafenbefestigungen, die Arsenale werden oft bewundert (Fabri I 83 ff.; Guglingen S. 51). Unterwegs bestaunt man vor allem die ungeheuren Befestigungsanlagen, die Rhodus zum Bollwerk der Christenheit gegen die Türken machen; man hört Schiffsleute und Eingeborene erzählen von den großen Waffentaten der Johanniter und Venediger gegen die Türken, von den Belagerungen

und Stürmen, denen diese Steine getrotzt haben. Wie sehr man überhaupt der Kriegsausrüstung Beachtung schenkte, das fällt uns so besonders auf, wenn wir bei Dietrich von Schachtens Aufenthalt in Neapel lesen, wie er von einer Höhe das Bild betrachtet (R. M. 227). Er zählt nur die Bollwerke auf, die den Hafen schützen, gibt die Zahl der Türme, ihre Verteilung und den Zweck der Befestigungen auf den verschiedenen Seiten; hier ist er voller Bewunderung, während er für die landschaftliche Schönheit des Golfs von Neapel keine Worte findet. Ähnlich auch bei Bernhard von Hirschfeld (S. 93 ff.).

Daneben sind es seltsame, fremde, in der Heimat ungewohnte Wahrnehmungen und besonders auch unglaublich klingende Geschichten und Fabeln, die gern aufgenommen werden (vergl. unten bei Menschen- und Naturbeobachtung etc.). So vieles, was der Reisende in fremden Landen sah, mochte ihm so wunderbar erscheinen, daß er leichthin auch vieles andre, was ihm unterwegs erzählt wurde, aufnahm. Derartige Aufzeichnungen sind in den älteren Berichten nicht selten, sie verlieren sich nach und nach; im 16. Jahrhundert setzt eine stärkere Kritik ein. Besonders zahlreich sind solche Bemerkungen, wenn über das noch ganz unerschlossene Innerasien oder Indien gesprochen wird. Sie sind in gleicher Weise bei den Pilgern wie bei den andern Reisenden zu finden. Die Leichtgläubigkeit ist der ganzen Zeit noch eigen; besonders ist sie begründet in der Unkenntnis des Fremden, in dem Unvermögen, Wahres und Falsches zu sichten.

In der alten Geschichte weiß man wenig Bescheid. Der Chronist Stumpf (S. 295) glaubt, daß Solothurn 1916 vor Christi Geburt gegründet sei, nur Trier sei älter: 3283 Jahre nach Erschaffung des Menschen entstanden. Ernslinger (lit. Ver. 135, S. 210), der viel geschichtliches Interesse zeigt, behauptet, Paris sei 1417 v. Chr. und 498 Jahre vor Rom gegründet.

Im 16. Jahrhundert tritt öfters die Zeitgeschichte in den Vordergrund, besonders die bewegte Zeit der Reformation, so z. B. bei Herberer (S. 156), der die Bartholomäusnacht in Marseille erlebt. Dürer (S. 82 ff.) unterbricht seine Aufzeichnungen aus den Niederlanden durch ein Kapitel über Luther, seine Schriften und seine Gegner und schimpft recht tüchtig über Römer und Papsttum.

Wir sind damit der allgemeinen Entwicklung etwas vorausgeeilt, die uns jetzt eingehender beschäftigen soll.

Ein Umschwung nach Inhalt und Form vollzieht sich im 16. Jahrhundert. Das Reisen selbst hat in dieser Zeit eine ungeheure Entwicklung genommen, meist veranlaßt durch die großen Neuentdeckungen. Nach Indien und Amerika geht jetzt der Zug, auch Reisen in den europäischen Ländern werden jetzt zahlreich. Für Inhalt und Form ist dieses Neue von größter Bedeutung. Der Führer, derselbe Weg, dieselbe Art zu reisen war bei den Pilgern

schuld, daß die Berichte so gleichförmig ausgearbeitet sind. Ein Fortschritt zeigt sich auch in dieser Literatur im 16. Jahrhundert. Nicht belanglos mag es sein, daß eine große Zahl der Reisenden Anhänger der neuen Lehre sind, die oft mit ausdrücklicher Kritik die Wundergeschichten und Ablässe ablehnen, bei denen von selbst die Bedeutung der heiligen Orte zurücktritt hinter den Erlebnissen zu Lande und zur See. Nicht nur fromme Pilger reisen dorthin, auch der Wissensdrang führt jetzt manche dahin. Der frühere Führer, der nur über Stationen und Heiligtümer etc. Auskunft gab, verliert jetzt seinen Wert; die Darstellung wird selbständiger und freier. Je mehr die Reisen ihres religiösen Charakters entkleidet werden, desto mehr Raum nimmt die Beschreibung des Sehenswerten, auch die Erzählung persönlicher Erlebnisse und Beobachtungen ein (z. B. bei Friedrich d. Weisen, Ph. v. Hagen, Otto Heinrich, Wedel, Kiechel). Denn nicht die Fülle des Inhalts gibt den Aufzeichnungen ihren Wert, sondern die Art, wie die Eindrücke von dem Verfasser erfaßt und dargestellt werden. Hier gilt, was Goethe von dem Schaffen des Dichters sagt: „die Wirklichkeit soll die Motive hergeben, die auszusprechenden Punkte, den eigentlichen Kern; aber ein schönes, belebtes Ganze daraus zu bilden, ist Sache des Dichters“ (Gespräche mit Eckermann, 18. IX. 1823).

Die älteren Pilgerschriften gehen aber nur den Stoff, ohne Anschaulichkeit, ohne Verbindung mit ihrem persönlichen Erleben. Wir werden unten nachweisen, daß auch dieser Zeit die Eindrücke nicht fehlen; daß man vieles beobachtet hat, ohne etwas davon zu sagen. Aber für uns Leser ist es doch ein bedeutender Unterschied, ob wir lesen: die Gegend ist schön, oder ob wir erfahren, warum sie schön ist, worin ihre Schönheit im einzelnen besteht, oder ob man uns aufzählt: da liegt die Stadt, am Meer, hat viele Mauern und Türme und einen guten Hafen, oder ob man versucht, uns ein Bild von der Lage und dem Aussehen der Stadt zu geben. Die frühere Zeit sieht nur das Ganze und nennt es schön, die spätere hat gelernt, das Ganze in seinen Teilen zu schauen und durch Kleinmalerei dem Leser Anschauungen zu vermitteln.

Man lernt richtig sehen und gewinnt dadurch eine neue Form; der Reisende gibt die Einzelheiten seiner eigenen Beobachtungen wieder; damit offenbart er zugleich, wie er die Gegenstände gesehen hat; er kommt also zur Kleinmalerei und zu persönlicher Darstellung.

Dieser Gewinn verleiht dem Reisebericht seinen Hauptreiz. Durch die anschauliche Beschreibung wird das sachliche Interesse wach erhalten; es wird bestärkt durch den Anteil, den wir an der Person des Verfassers nehmen, wie er uns in den Aufzeichnungen entgegen tritt. Während die früheren Erzeugnisse nur für den Spezialforscher Wert haben, der in ihnen Stoff zu geographischen

oder kulturgeschichtlichen Untersuchungen findet, erregen die neueren Aufmerksamkeit und Spannung in jedem Leser. So haben die Reisebeschreibungen literarischen Wert gewonnen; sie haben die Stufe erreicht, von der sie leicht zur Vollkommenheit weiter schreiten konnten.

Diese Entwicklung, die bei den späteren Pilgerschriften sich nur in Ansätzen findet, mußte bei den weltlichen Reisen eine raschere sein (vgl. Literatur S. VII). Jeder geht seinen eignen Weg. Kein Führer sagt ihm, was er sehen kann oder soll; selbständig wie die Anlage und Ausführung der Reise ist auch das, was beachtet und aufgezeichnet wird. Man zieht meist nicht aus, um fremde Sehenswürdigkeiten zu bewundern. Hier werden Wege in das Innere von Amerika gesucht, Verbindungen mit den Indianern friedlich angebahnt oder erzwungen; nur persönlicher Mut und eigne Talkraft schaffen hier freie Bahn durch das Dickicht der Urwälder, durch ein feindseliges Volk (Federmann, Schmidel, Staden, Hutten). Oder man sucht Handelsniederlassungen zu gründen in Indien, Afrika oder Amerika, wo man ebenfalls meist kämpfend seinen Platz behaupten muß (Springer, Smeding, Hans Mayr u. a.). Manchen führen politische Aufträge in andere Länder (Bräuning von Buchenbach, Busbeck), oder Wissensdrang und Forscherlust treiben ihn, die europäischen und fernen Länder aufzusuchen (Kiechel, Rauwolf, Dernschwam). Dabei gibt es weniger zu beschreiben, die Form der Erzählung gibt sich von selbst, die Leute erzählen, was sie geleistet, wie sie gekämpft haben, wie sie ihrem Ziel nach gegangen sind. So tritt das „Ich“ in den Vordergrund, die Darstellung wird persönlich. Doch ist damit zunächst nur das äußere Erlebnis in den Bericht aufgenommen. Noch selten erfahren wir etwas über den Eindruck des Erlebten. Die Reflexion fehlt anfangs ganz; mehr und mehr tritt zunächst in einzelnen Bemerkungen, später in größerem Zusammenhang die Persönlichkeit des Reisenden hervor. Wir hören nicht nur, was er erlebt, sondern erleben es mit ihm. Die wenigen persönlichen Bemerkungen, die mir in der Pilgerliteratur aufgefallen sind, habe ich oben S. 16 f. verzeichnet. Für die meisten der weltlichen Reisenden können wir ebenso kurz die wichtigsten solcher persönlichen Bemerkungen wiedergeben. Die Erinnerung an seine schweren Leiden in der Gefangenschaft veranlassen Herberer (Cur. IX, S. 160 ff.) zu dem Ausruf: „Oh, es war schrecklich“; er wäre lieber zu Hause gewesen und hätte aus dem St. Petersbrunnen in Heidelberg getrunken. Schmidel (lit. Ver. 184, S. 99) läßt uns seine verzweifelte Lage ahnen, wenn er von Hunger und Durst so gepeinigt wurde, daß er hinzu fügt: „Es ist alles Buberei auf der Welt“ oder (S. 97) „der Neid und Haß ist so groß in der Welt, daß keiner dem andern etwas Gutes gönnt“. Baumgartner (lit. Ver. 204, S. 41) will auch lieber zu Hause Wassersuppe essen als in der Fremde leben und

Salmen essen. Auch Smeding (Zit. des hist. Ver. f. Niedersachsen 1879, S. 291) hängt an der Heimat; Deutschland ist das Paradies auf Erden, denn es hat Überfluß an Essen und Trinken. Was so viele damals hinaustrieb, bekennt Hutten in den Briefen an seine Angehörigen: „Ich hätte nicht ruhig sterben können, wenn ich Indien nicht gesehen hätte“. Er vertröstet seine Mutter auf ein Wiedersehen und bittet sie, sich nicht um ihn zu ängstigen (S. 81, 83 ff.). Kiechel kommt nur gelegentlich auf sich zu sprechen, wo er in Schweden seine Lateinkenntnisse verwerten kann, die er in der Jugend sich erworben hat; bei anderer Gelegenheit gibt er seinen Unmut darüber zu erkennen, daß in einer Stadt die Hinrichtungen durch die Metzger besorgt werden (Kiechel S. 30, 60). Daß mehrere Reisende in ihren Berichten zur Reformation Stellung nehmen und über das Papsttum schimpfen, ist schon an anderer Stelle erwähnt worden. Hier wie auch in den anderen Beispielen sind es immer besonders tief gehende Eindrücke, die in der Erinnerung oder im Augenblick so stark sind, daß man sie aufzeichnet. Solche Eindrücke mußten besonders lebhaft sein, sie mußten aber auch von Dingen ausgehen, die dem Verständnis des Reisenden entsprachen. Sehr leicht war dies der Fall, wenn der Vergleich mit etwas Bekanntem aus der Heimat eine Stütze bot. Nur in diesen Fällen kommt der Eindruck in der Beschreibung zum Ausdruck; gerade bei der Naturbetrachtung (vgl. unten) werden wir sehen, wie oft Naturbeobachtungen nicht verzeichnet werden, weil der Eindruck nur allgemein empfunden, wie es sich in den Wörtchen „schön“, „lustig“ widerspiegelt, nicht aber in dem Maße verstanden wurde, daß man ihn recht darzustellen wußte. Die Kunst, das Schöne zu sehen, mußte erst entwickelt werden; große Persönlichkeiten mußten darin vorangehen und mit der Kunst des Sehens zugleich die Form des Ausdrucks, die ästhetische Würdigung, lehren. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß wir dabei an Rousseau und die Entwicklung der Naturbetrachtung im 18. Jahrhundert denken. Früher hat man diese Betrachtungsweise gelernt auf dem Gebiet der Kunst (vgl. unten Kunstbetrachtung).

Bleiben sie also auf diesen Gebieten der modernen Betrachtungsweise noch fern, die in der Erkenntnis und den Anschauungen der Zeit natürlich gegründet ist, so ist im übrigen die Entwicklung bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts zu einer Höhe gefördert worden, welche den Reisebeschreibungen Anspruch auf literarische Wertschätzung verschafft. Man will nicht mehr Führer sein, man schreibt nur Selbsterlebtes; statt mit Fabeln und Märchen unterhält man den Leser mit Einzelbeobachtungen aus der Wirklichkeit.

Eine Einzelbeschreibung, nach der wir uns ein genaueres Bild machen können, finden wir erst in den besten Aufzeichnungen, etwa bei Kiechel (lit. Ver. 86, S. 81) über die schwedischen Bauern-

häuser: „Erstlichen sein ihre heuser von ungezimmerten danneben ineinander geschlossen, gemeinglich gefiert erbauen, von der erden nicht mehr dann eines gaders oder stockhs hoch, das dach gleichförmig mit blöckh zgedückt. Düe stuben belangel, ist süe anderst nicht gedefert und zwischen den bäumen oder balckhen mütt laim oder küekoth verstrichen. Ihre daach an den heüsern sein außsen ingemein mütt graswazen bedöckt, dorauß sommerszeütt schaf und geüssen sich zum theyl nehren und ist die büene oder das obertheil der stube das daach. In derselbigen pflegenn süe nicht mehr dann ein clein fensterlein oder lüecht irgendt einer $\frac{1}{2}$ elen breyth und lang zu haben; das ist oben im dach mütt glas oder pürgement yberzogen, mehr lüechter oder fenster brauchen süe nicht. Düe stubenthüren sein sehr nider, das sich einer hart buckhen mues; entgögen der schwöll so hoch das in einer nicht wol yberschreiten mag...“. Die Probe mag dartun, welche Bereicherung unsere Vorstellung durch solche Art der Darstellung erfährt. Was der Reisende gesehen hat, stellt er in klaren Bildern vor unser Auge; nur so können wir auch sachlich Interesse an seinem Werke nehmen, was bei den meisten unmöglich ist, die sich mit der Aufzählung der Gegenstände begnügen.

Die Wiedergabe des Erlebten wird persönlicher, um so weiter wird man sich von dem fern halten, was nicht zur Reise selbst gehört. Einmal lernt man mehr und mehr das Unwichtige von dem Wichtigen unterscheiden, man wird nicht mehr wie bei Rozmital (lateinischer Bericht) in Venedig mit einer Diebstahlgeschichte unterhalten, während man von der Stadt und ihrem Leben fast nichts hört; man wird aber auch nicht mehr wie Fabri die Darstellung des Reiseverlaufs immer wieder unterbrechen mit gelehrten Abhandlungen über ganz fernliegende Fragen.

Die Reisebeschreibung wird das Ergebnis der auf der Reise gesammelten Erfahrungen und Eindrücke eines Menschen, der diese Eindrücke in sich verarbeitet und gestaltet, der in der Art, wie er die Welt erfaßt und aufnimmt, ein Bild seiner Persönlichkeit gibt. Je bedeutender diese Persönlichkeit ist, desto höher wird der Wert des Reisewerks sein.

Diese höchste Form der Darstellung erreicht der Bericht des Kaufmanns Ulrich Krafft aus Ulm, der seine Aufzeichnungen 1616 abgeschlossen hat. Wenn wir ihn dem „Klassiker“ der Pilgerliteratur gegenüber stellen, wie Geisheim (S. 45) den Mönch Fabri genannt hat (Die Hohenzollern am heiligen Grabe; vgl. Literatur), dann offenbart sich in dem Abstand dieser beiden Ulmer die Entwicklung, welche die Reiseliteratur im Laufe des 16. Jahrhunderts genommen hat. Der bewußt lehrhafte Zweck bestimmt den Charakter von Fabris Werk. Er will Führer sein, will Auskunft geben über alles, was irgend zu dem Gesehenen in Zusammen-

hang gebracht werden kann, aus Geschichte und Sage; er benutzt die Gelegenheit, alles mögliche Wissen auszukramen; über theologische und philosophische Fragen fügt er langatmige Abhandlungen ein. Er schreibt die Werke aller bekannten Schriftsteller aus; so kommt er buchstäblich auf Adam und Eva zu sprechen, erörtert die Frage, wie sich die Menschheit ohne Sündenfall fortgepflanzt hätte; über die Sündhaftigkeit der Dirnen redet er lange und zitiert die Konzilsbeschlüsse dazu; spricht über die Kahlköpfigkeit, über Fragen der Mythologie und Geschichte, über das Allgemeine in Natur und Kunst, arbeitet Gespräche aus, wie sie gehalten sein könnten; ganze Predigten unterbrechen oft die Darstellung. Legenden und Sagen werden erzählt, Stellen antiker Schriftsteller angeführt; so ist sein Werk zu dem mächtigen Umfang angeschwollen. Damit verliert die Aufzeichnung ungeheuer an literarischem Wert, die dumpfe Luft seiner Klosterzelle erstickt das wenige Frische und Lebensvolle, was er über seine Reise selbst zu sagen weiß. Mit dem Wust der gelehrten Einschiebsel zerstört er jede Spannung und Teilnahme des Lesers.

Ganz im Gegensatz dazu steht Krafft. Seine Reiseerinnerungen lesen sich wie ein Roman; voll Spannung folgen wir den Schicksalen dieses Mannes. Treuherzigkeit und biedere deutsche Einfachheit schaffen ein Herzensverhältnis zwischen Leser und Verfasser, er wird unser Freund. Der Reiz der persönlichen Erfahrungen verbunden mit den reichhaltigsten Nachrichten über den Orient müssen jeden fesseln, der das Buch zur Hand nimmt. Wie er während der Fahrt und im Orient alles beobachtet und erzählt, die Menschen bei ihrer Tätigkeit uns sehen läßt, an ihrer Lebensart oder ihren Schicksalen Anteil nimmt, Menschenwerk und Naturerzeugnisse anschaulich darstellt und mit heimischen Einrichtungen vergleicht, mit einem gesunden, natürlichen Sinn alles auffaßt, ebenso die kleinen Waldvöglein nicht vergißt, die ihn auf dem Weg nach dem Libanon erheitern, wie er seine Leiden in der Gefangenschaft, seine Hoffnungen und ihre endliche Erfüllung uns miterleben läßt, das alles ist dem glücklich Heimgekehrten in der Erinnerung so wach geblieben, daß er es nach seinen Tagebuchaufzeichnungen zu einer höchst anregenden Schilderung verweben konnte. Wie anders z. B. als sein Zeitgenosse Wedel weiß er von dem Sklavenmarkt zu erzählen. Wo der pommersche Edelmann nur berichtet, wie hier die armen Menschen verkauft werden, schildert Krafft (S. 135 f., lit. Ver. 61) eindringlich den Jammer und das Elend, dem diese verlassenem Geschöpfe preisgegeben sind. Mit weinenden Augen sieht er zu, wie der Mensch als Ware behandelt, der Willkür grausamer Herrn preisgegeben wird. Wie natürlich erweist sich seine Auffassung gegenüber Wedels (S. 74) Beschreibung der Salzgruben auf Cypern. Hier hören wir ein Wundergeschichten,

wie Lazarus in einem Kloster in der Nähe um Trauben gebeten habe, aber abgewiesen worden sei, und zur Strafe dann die Felder in Salz verwandelt worden wären. Zwar will Wedel die Wahrheit dieser Darstellung nicht verbürgen, aber er habe es so gehört. Statt dieses Märchens weiß der Ulmer Kaufmann eine höchst klare Beschreibung der Salzbereitung zu geben, wie das Meerwasser in Gruben geleitet wird, wie das Wasser in der Sonnenhitze verdunstet und so eine Salzkruste zurückbleibt (lit. Ver. 61, S. 76). Das Verfahren wird wiederholt, so gewinnen die Venetier jährlich 20—30 000 Dukaten aus dieser Anlage. Verschiedene Proben, die wir an anderen Stellen angeführt haben, ergänzen diese Charakteristik auf anderen Gebieten (vgl. unten Menschen- und Naturbeobachtung).

Den Hauptreiz gewinnt sein Werk vor vielen anderen durch die persönliche Darstellung. In den meisten Reisebeschreibungen bleibt uns der Verfasser recht unbekannt; er überliefert uns nur, was er gesehen; hier steht die Person des Reisenden im Mittelpunkt. Er erzählt, wie er nach Marseille kommt, wie die Lust in ihm erwacht, nach dem Orient zu ziehen; er schildert alles, so wie er es gesehen und beobachtet und erhebt seine Darstellung zur Höhe eines spannenden Romans in der Erzählung seiner unverschuldeten Kerkerhaft und Befreiung.

Mit dieser Art der Darstellung ist die Form erreicht, in der die Reisebeschreibungen in die Literatur eingetreten sind. Wie weit sich der Inhalt der Werke neben diesen persönlichen Bemerkungen weiter entwickelt hat, soll in den nächsten Kapiteln dargelegt werden. Die Beobachtungen der Menschen, der Natur und der Kunstwerke sollen uns Aufschluß geben, wie weit die Zeit gelernt hatte zu sehen. Diese Ausführungen sollen also einen Beitrag zur Geschichte des Sehens überhaupt liefern.

Menschenbeobachtung.

Wie steht es mit der Beobachtung des Menschen, fremder Völker usw.? Allgemein müssen wir sagen, daß derartige Bemerkungen sich ziemlich selten finden. Sie sind meist durch einen besonderen Anlaß angeregt; entweder hat man nur aus schriftlichen oder mündlichen Quellen etwas Bemerkenswertes erfahren, oder man hat bei Gelegenheit in angenehmer oder unangenehmer Weise eine solche Entdeckung gemacht; oft auch findet der christliche Standpunkt heidnische Art und Sitte wenig rühmlich. Der gelehrte Fabri (III 275, lit. Ver. 4) weiß aus alten Schriften, daß die Kreter lügenhaft und hinterlistig sind, in Maffasia sollen pessimi homines sein (III 314). Für manches sind die Schiffsleute verantwortlich zu machen. So weiß Stolberg (S. 196) von ihnen, daß die Türken böse Menschen sind, die um ein Geringes einen Christen umbringen, und ähnlich schreibt der Anonymus von Augsburg (S. 41). Wie oben schon einmal erwähnt wurde, berichten Pappen-

heim, Rattenberg, Bueseck und Hirnheim nach Angabe des Schiffspatrons, daß der Biß der kretischen Frauen giftig ist. Mehrfach werden die Zigeuner in Modon beobachtet (z. B. Fabri III 338). Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit Schmieden. Diese Erwähnung verdanken sie der eigentümlichen Art zu arbeiten. Faßbender (R. M. 251) verrät etwas von seinem Eindruck, wenn er erzählt: „sie tun nichts als schmieden davon haben sie eine sonderliche, wunderliche Manier“. Eine Vorstellung von dieser auffallenden Art gibt schon Dietrich v. Schachten (R. M. 180); am besten tut es Harff (S. 67): „Die Zigeuner treiben ihr Geschäft vor dem Amboß sitzend wie bei uns die Schneider. Die Weiber sitzen dabei und spinnen, hie und da drücken sie auf einen Schlauch (wie an einer Sackpfeife) und machen so dem Feuer Wind.“ Ein solch anschauliches Bild wie bei Harff ist noch recht vereinzelt.

An diesem Beispiel mögen wir die Entwicklung der Darstellung verfolgen; der Eindruck ist da, das beweist die Erwähnung, selten wird er vermerkt, noch seltener wird das Bild uns vermittelt, das den Eindruck hervorgerufen hat. Es ist ein allmähliches Sprechlernen in diesem Kindesalter der Reisebeschreibung; wir werden im 16. Jahrhundert eine weitere und allgemeinere Verbreitung dieser Ausdrucksfähigkeit feststellen können (so bei Kiechel, Krafft u. a.). Dieselbe Erfahrung werden wir machen, wo wir weiter unten von der Naturbeobachtung sprechen.

Bei selbständigen Beobachtungen sind solche über Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Bewohner eines Landes die nächstliegenden. Auch hier werden die Bewohner deutscher Landschaften erst in der letzten Zeit beachtet. Wie die Sehenswürdigkeiten so sind es auch die Menschen in der Fremde, die durch ihre auffallende Art solchen Eindruck machen, daß etwas von ihnen gesagt wird. Venedigs Einwohner erregen die erste Aufmerksamkeit durch ihre eigenartige Tracht. Dietrich v. Schachten (R. M. 171) beschreibt sie genau. Die Tracht der Männer gefällt, aber die Frauen werden heftig geladelt. Wie Dietrich sind auch andre (Guglingen, Wormser) empört über die freie Kleidung, denn die Kleider sind soweit ausgeschnitten, daß die Brüste frei sind. Doch von den meisten wird anerkannt, daß die Venetianerinnen schön sind, und noch mehr wird betont, daß sie die „köstlichsten Frauenzimmer“ sind, d. h. den reichsten Schmuck tragen. Harff (S. 217/8) findet bei einem Vergleich, daß Mailand die schönsten, Venedig die köstlichsten, Köln die „hochmoedichste“ und Maobar die schwärzesten Frauen habe.

Frauenschönheit wird oft hervorgehoben; ob Zedlitz in Venedig schöne Frauen in den Nachen fahren sieht, oder andre (Otto Heinrich, Dietrich v. Schachten, Grünemberg; R. M. 359, 396, 171/2, 151) sie bei der prächtigen Fronleichnamsprozession oder der Vermählungsfeier des Dogen mit dem Meer bewundern. Auch sonst spricht man oft von schönen und häßlichen Frauen, die

man unterwegs sieht in Syrien und Ägypten (Fabri III 433, 168, II 373, 520; III 433 spricht er von Begleiterinnen der Venus; Mergental 492, Meissenheimer 66), in der alten und neuen Welt (Federmann, Schmidel, Staden), in Deutschland, England, Frankreich (Rosmital, Bräuning v. Buchenbach, Dürer, Kiechel).

Die lange Seefahrt und die Landungen in den Hafenplätzen geben Gelegenheit zu mancherlei Beobachtungen. E. v. Bueseck nennt die Schiffsknechte sittenlos und unsauber; Dietrich von Schachten bemerkt in Ragusa arme Leute, die Holz auf dem Rücken feiltragen; in Kandia gefallen ihm die Männer und die Weiber wegen ihres natürlichen Betragens; in Korfu fällt ihm die Zahl der Juden auf, die er überhaupt nicht leiden kann. Wenn Otto Heinrich auf einer Insel in der Nähe ein verloffenes Bubenvolk kennt, so scheint diese Bemerkung durch ein unangenehmes Erlebnis mit ihnen hervorgerufen zu sein. Aus demselben Grunde sind viele ähnliche Beobachtungen aufgezeichnet worden. So etwa, wenn der Anonymus (S. 302) in Rodis viel unhillichs Volk von allerlei Zungen findet, die allerbösesten Leute, die Christen und Heiden bestehlen; oder wenn Bueseck die Mönche des Libanon ein grob Volk nennt. Wormser (Feyrabend 217) erscheint das Landvolk in Kreta ein sehr rauhes Volk zu sein, in der Stadt Kandia wohnt ein unsägliches Volk, gekleidet wie die Venetianer. Die Weiber sind übel gekleidet, tragen die Brust frei, oft zerissene Kleider. Harff (S. 234) übt seine Rache für einen Überfall in Spanien dadurch, daß er die Bösartigkeit der Spanier brandmarkt. Was wir von den Türken, Syriern und Arabern hören, welche die Reisenden unterwegs vielfach bedrohen und belästigen, ist auch auf diese Rechnung zu setzen, soweit sie nicht als Feinde der Christen überhaupt eine schlechte Beurteilung erfahren. Meist heißen sie böse, unsittliche und grobe Leute. Anonymus (S. 317, ähnlich Tucher, Feyrabend 364 a) sagt: „die Araber sind böse Leute und rauben und morden viel. Die Araber sind ein armes, elendes und schmutziges Volk, die als Nomaden im Lande umherziehen und die Pilger oft belästigen und bestehlen. Sie leben von der Milch und dem Fleisch des Viehes“. Ludolf (S. 24, liter. Ver. 25) vergleicht sie mit den Friesen. Dietrich von Schachten (Röhricht-Meisner S. 193) nennt sie ein grobes Volk verzweifelter und böser Art. „Sy essent fast wüst und unsuber“ (Leman, R. M. S. 107); ähnlich widert Dernschwam die Unreinlichkeit der Ungarn und Bulgaren beim Essen an. Sie nehmen die Hände und Finger dazu und waschen die Hände in der Suppe (Ludwigshaf. Progr. 99, S. 14). Philipp von Hagen (S. 241) sieht in Candia ein armes böses Volk, es geht Elends halber nackt, besonders die Frauen und Kinder haben keine Schuhe an, keine Gürtel und hängen die Weiber die Brüste bloß heraus ohne Scham. Die meisten sind häßlich, liegen auf der Erde wie das Vieh, haben

kein Bett, kein Heu oder Stroh, darauf man liegen kann. Ähnlich spricht er später von den Arabern und Türken, erzählt von ihren Bubereien, beklagt sich über schlechte Behandlung durch den Schiffspatron (S. 250/1, 273, 274). Nach Fabri (I 352) sind die Syrier zelotypi in uxores, falsi sicut Saraceni. Seine tiefgründige Gelehrsamkeit, die er an allen möglichen Stellen seines Werkes anzubringen sucht, verbreitet sich auch über die verschiedene Art der Europäer und der Orientalen in verständiger Weise (II 29). Die Orientalen sind anders wie wir in Herrschaft, Sitten und Neigungen. Daran ist das Klima und die anderen Sterne schuld, unter denen sie wohnen. Dietrich von Schachten entrüstet sich über die Sittenlosigkeit der Araber, die ihre Heimlichkeit unter einander treiben und schämen sich nicht vor einander, davon nicht zu schreiben, hat auch jeder 2—3 Weiber, die Frauen laufen vielfach nackt in zerrissenen Hemden. Dieselbe Wahrnehmung scheint Grünembergs Bericht zugrunde zu liegen (zu dem Bild, das das Lager der Araber darstellt; Bild 25 in der hs. zu Gotha): Araber sind arme Leute, sie haben langes, schwarzes Haar, die Brüste hängen bis auf den Gürtel herab mit langen, schwarzen Warzen; sie dürfen umher ziehen, weil das Land unfruchtbar ist. Den sittlichen Maßstab legt auch Harff (S. 143) an, wenn er zwei Völker gegenüberstellt, die beide nackt laufen, von denen das eine keusch, das andre unzüchtig ist.

Interessanter für uns sind die Beobachtungen, welche ganz ohne besonderen Anlaß gemacht werden. So sind mehrfach Wahrnehmungen über den Gesang verzeichnet, Während die Araber schlecht singen (Dietrich v. Schachten; R. M. 194) gibt es in Melos besonders schöne Frauen, die durch natürliche Begabung zur Musik neigen (Guglingen S. 83). Die Albanesen haben große Platten, wie bei uns die Pfaffen (Stolberg S. 197); die Zucht der Johanniter in Rhodos ist klein und gefällt dem Anonymus (S. 303) nicht. In einem Land wohnen Griechen und Türken zusammen, die an dem verschiedenen Schnitt der Bärte kenntlich sind (Harff S. 73). Ein niederrheinischer Pilger (vgl. Conradi S. 108) findet in einer Stadt viel Juden und viele schöne Jüdinnen, „die machen viel schöne Werk von costlichen syden gurdel“. Meissenheimer nennt die Bürger von Ragusa ehrbare, fromme Leute (S. 73). Nach Ludolf (lit. Ver. 25, S. 34) sind in Cypern die größten Trinker, es sind dort die üppigsten Menschen; ähnliches bemerkt Fabri über die Bewohner von Bozen; sie sind sehr lasterhaft und üppig und zwar wegen des guten Weines, der dort wächst (I 72). Trunksucht wird öfters getadelt. Daß der deutsche Durst schon damals Weltruf hatte, bestätigt Wormser (Feyrabend 227, vgl. auch Wedel S. 329): „die Deutschen trinken mehr als andre Nationen“. Auch die Savoyarden sind wilde Kumpane (Stolberg S. 202/3). Wo Fabri von der Beschäftigung der Reisenden auf dem Schiff

spricht, erwähnt er auch als Trinker besonders die Sachsen und Flamen; ebriosi Flamingi wiederholt sich bei ihm (I 138). Die Corcyräer sind den Deutschen feind (I 37). Überhaupt bietet Fabri wie in allen anderen Dingen so auch in der Menschenbeobachtung die reichsten Aufzeichnungen; wir haben sie z. T. schon erwähnt, wo er die Beschäftigung auf dem Schiff schildert (vgl. oben S. 4) und sonst (vgl. oben). Wie er die andre Art der Orientalen aus dem andern Klima erklärt (II 29), so weiß er auch von dem Einfluß des Welters auf die Stimmung des Menschen (I 135); er hat auf seinen zwei Reisen erfahren, daß zur See die Leidenschaften heftiger sind als zu Land. Er charakterisiert auch seine Reisebegleiter (I 60, I 160); sie waren bei der ersten Reise streitsüchtig, auf der zweiten sind sie einig. In Rhodos (I 169) steigen ein paar lustige Gefährten aus, das tut ihm leid, denn es stimmt traurig. Lebhaft erzählt er von einer Frau (I 159) die sich durch ihre Neugierde auf dem ganzen Schiff verhaßt macht, von Pilgern (I 239), welche die andern auslachen, von schwarzen, wilden Menschen (I 227), im Vergleich zu denen seine mohammedanischen Begleiter gütig sind. Wie er die Bozener tadelt, so lobt er die Memminger (III 464), sie sind ordentlich, recht, geben viel Almosen, sind fromm und ehrenhaft.

Merkwürdigerweise sprechen die meisten Pilger gar nicht von dem Verhältnis zu ihren Reisegefährten; die ganz unpersönliche Art der Darstellung trägt daran die Schuld.

Über die Sprachen, die sie in fremden Ländern hören, machen die Reisenden nur selten Anmerkungen. Guglingen (S. 18) bemerkt die Sprachgrenze am Gotthard, Grünemberg (zu Bild 32) hat herausgefunden, daß die griechischen Priester „ze ambt“ in griechischer Sprache singen und sprechen, aber sonst meist heidenisch reden. Er hat die Alphabete vieler Völker gezeichnet und ein sarazenisch-deutsches Wörterbuch für die wichtigsten Ausdrücke angefügt. Die griechischen Priester haben nach Faßbender (R. M. 252) eine gute Manier zu singen und haben auch in ihrer Messe eine wunderliche Manier, das auch wunderbar wäre zu sagen; die Armenier dagegen singen ihre Psalmen gar lächerlich (Rehlinger R. M. 411). Harff (S. 64, 75 u. oft) ist es wieder, der statt des Eindrucks die Anschauung vermittelt, indem er jedesmal eine Sprachprobe in seinen Bericht einfügt. Fabri (I 70) hört in Brixen den schönsten Chorgesang; im übrigen laßt er auch diesen Punkt mit großer Gelehrsamkeit an. Bei einem Namen wie Bethlehem (I 462 ff.) bringt er seitenlange Erörterungen über den Namen und seine Bedeutung. Er weiß ähnliche Namen, vergleicht die Wortbildung mit dem Deutschen, er stellt in zwei Reihen die hebräische und deutsche Bildungsweise nebeneinander, Bethlehem und Brothausen. Die deutsche Sprache ist nach seiner Ansicht für einen Fremden schwer zu lernen (III 449). Er hat viele

Franzosen und Italiener gesehen, welche sich Mühe gaben und es doch zu nichts brachten. Wie bei Bethlehem versucht er bei einer Menge anderer Namen Erklärung des Wortes; so ist Sterzingen entstanden aus Erzingen + St. (III 454).

Lehrreich ist ein Vergleich zwischen dem, was Grünemberg in seiner Beschreibung sagt, und dem, was in den beigegebenen Bildern dargestellt ist (vgl. R. M. 146 ff.; eine neue Ausgabe im Voigtländerschen Verlag steht bevor). Mehrere Abbildungen zeigen uns Menschen, die Grünemberg unterwegs aufgefallen sind. Das zweite Bild stellt Contarinis (des Schiffspatrons) Gallee dar. Auf dem Schiffe ist eine Musikkapelle kenntlich, auf dem Hinterdeck sitzen die Mitfahrenden unter einem roten Tuch. Die Schiffsmannschaft klettert auf den Masten herum, einer sitzt mit einem Musikinstrument in dem Mastkorb. Von dem Leben, das nach dieser Zeichnung auf dem Schiffe herrschte, verrät die Beschreibung nichts; die Menschen sind richtig beobachtet, aber nur als nebensächliche Ausstattung dem Bild der Gallee zugefügt. Ähnlich werden Menschen in allerlei Tätigkeit bei dem Bild von Silbeneck, der Hauptstadt von Dalmatien, beobachtet. Auf einem schmalen Landstreifen, der um die Stadt herumläuft, sind Zimmerleute beschäftigt Balken zu behauen, ein Mann schiebt einen Karren mit einem Faß, einer treibt Tiere, ein anderer wandert allein. Bei einem andern Stadtbild (Zessina) fällt uns auf, daß Marktweiber vor ihren Körben sitzen; in Verkaufsbuden wird scheinbar geschlachtet und verkauft; auch von diesen Dingen ist in der Handschrift nicht die Rede. Ein andres Bild zeigt uns eine Gesellschaft zu Pferde, die zu einer Hochzeit reitet; Instrumente, Gewänder, Hüte, auch Säbel und Schuhe sind gezeichnet und beschrieben. Es scheint also dieser Hochzeitszug wegen der Tracht besonderes Aufsehen erregt zu haben. Eine griechische Messe wird bildlich dargestellt, ein Priester am Altar vor dem Kelch, um ihn herum andre mit großen Bärten, auch einige Verse stehen dabei. Bei der Stadt Rama bewegt sich ein Pilgerzug gerade zum Stadttor; ein Blick in den Hof eines Tempels zeigt uns die Sarazenen beim Gehet auf dem Angesicht liegend, eine Kampfszene zwischen Sarazenen belebt das Feld. Die Ärmlichkeit und das Elend der Araber veranschaulichen die Gestalten arabischer Männer und Frauen. Daß es in Jerusalem sieben Arten griechischer Sekten gibt, hören wir öfters, Grünemberg gibt dazu das Bild: sieben Griechen sind gezeichnet, auch hier Gewand und Kopfbedeckung besonders betont, denn wie die Beschreibung sagt, sind die griechischen Priester über die Maßen hoffärtig in Kleidern. Syrier sind gemalt, sitzend und stehend in weiten Gewändern, einer scheint an einem Rebstock zu schneiden; ähnlich sind andre, z. B. Georgier, Armenier, Neger, Mohammedaner, Mann und Frau (verschleiert), Mamelucken mit krummen Säbeln und ihren roten, spitzen Hüten

beschrieben und gezeichnet. Bei den meisten ist das Alphabet dazu gezeichnet.

Der Vergleich zwischen bildlicher Darstellung und Beschreibung lehrt, wie vielfach Einzelheiten, die die Tätigkeit der Menschen charakterisieren, beobachtet und gemalt, aber nicht aufgezeichnet werden, während die Beschreibung von Kleidung, Waffen, Aussehen der bildlichen Darstellung wenigstens gleichwertig erscheint. Dieses Ergebnis bestätigt, was wir zur allgemeinen Charakteristik der älteren Reisebeschreibungen vorausgeschickt haben; sie beschreiben fast ausschließlich, sie vermögen noch nicht durch lebensvolle Schilderung ein anschauliches Bild auch in Worten zu geben.

Allgemein ergibt sich, daß in der älteren Reiseliteratur sich nur vereinzelte Beobachtungen von Menschen finden, nur bei wenigen, wie bei Dietrich von Schachten, Harff, Fabri sind sie etwas reichlicher. Aus all den vielen Berichten könnten wir nur andeutungsweise einige Bilder entwerfen, etwa von der Tracht in Venedig, von der Art und Lebensweise der Araber; eine zusammenhängende Darstellung wird noch wenig versucht.

Bei den weltlichen Reisen ist es in der älteren Zeit grade so, drum konnten wir Schillberger und Busbeck schon oben im Zusammenhang heranziehen. Auch hier hören wir von der Lebensweise der Völker, ihren Sitten, Frauenschönheit, Kleidung, Sprache. Auch hier zunächst in verstreuten, seltenen Bemerkungen: so nennt Herberer (S. 157) die Bewohner von Korsika grobe, hartnäckige Leute, stark und hart von Natur; in Ägypten (S. 162) findet er türkisches, Mohrisches Volk, schwarz, braun, ein häßliches Volk und sehr verhult. Smeding (S. 288) spricht von dem bösen Volk der Mollefare, deren Abgötterei nicht zu beschreiben ist; Hochzeitssitten und -gebräuche der Georgier schildert Schillberger sehr realistisch (lit. Ver. 172, S. 98). In den Berichten Rozmitals (lit. Ver. 7) und Bräunings von Buchenbach (lit. Ver. 81), die fremde Höfe besuchen, sind nur Bemerkungen über Frauenschönheit und Tracht recht zahlreich. Dernschwams drastische Ausdrucksweise (S. 15, Ludwigshafener Programm 1899) vergleicht die türkischen Mädchen, die keine mores haben mit Säuen; Busbeck (S. 38, ebda.) erkennt dagegen die Gerechtigkeit und Mäßigkeit der Türken an, die ihre Ämter nur nach der Tüchtigkeit verteilen, die in 12 Tagen nicht soviel zum Essen brauchen als die Europäer an einem.

Im Zusammenhang finden sich solche Beobachtungen bei den Entdeckungsfahrern (Federmann, Schmidel, Staden, Springer, Millitz, Nikols u. a.). Doch auch hier ist die Darstellung mehr beschreibend, selten sind die Menschen in ihrer Tätigkeit geschildert. Fast alle nehmen Anstoß an dem Nacktlaufen der Wilden und nennen sie unschamhaft und sittenlos; sie alle

empfinden ein gewisses Grausen vor diesen Völkern. Federmann erübrigt bei seinem raschen Vordringen in Südamerika nur wenig Zeit, Sitten und Gebräuche der Naturvölker kennen zu lernen. Nur bei der Nation der Caquelios (lit. Ver. 47, S. 70) handelt ein besonderes Kapitel „von dieser volkreichen Provinz der C., von der Größe ihrer Flecken, Fülle der Einwohner, krieggebräuchigem Volk, ihrer grade wohlgestaltete Proporz und Schöne derselben Weiber, wie die Christen sie durchzogen...“ Viel mehr als diese Überschrift bietet auch die Ausführung nicht, immer wieder drängt der militärische Gesichtspunkt derartige Betrachtungen zurück. Schmidel (lit. Ver. 184) verweilt auch gern bei den Kämpfen zwischen Spaniern und Indianern, aber sein Interesse geht weiter, er beobachtet offenen Blicks, was das Land Seltsames bietet. Er beachtet die Lebensweise der Wilden, ihre Beschäftigung im Haus und auf dem Feld. Er kennt Menschenfresser; bei andern Stämmen besteht die Hauptnahrung aus Honig, den kleine Bienen in Baumhöhlen zusammentragen. Ein anderes Volk huldigt dem Genuß berausender Getränke und lebt ehebrecherisch. Er achtet auf äußeres Aussehen der Leute, ihre Größe, Gestalt, besonders auch bei den Weibern, ob sie nackt laufen oder Kleider tragen. Bei Staden (lit. Ver. 47, S. 87) brauchen wir nur die Überschrift des Werkes zu lesen, um zu wissen, daß er der Beschreibung der Wilden, ihrer Lebensart und Sitten ein weitgehendes Interesse widmet. Sie lautet: „Wahrhaftig Historie und Beschreibung einer Landschaft der wilden, nackten, grimmigen Menschenfresser, Leuten in der neuen Welt Amerika gelegen vor und nach Christi Geburt im Land zu Hessen unbekannt“ usw. Neun Monate schmachtete er in der Gefangenschaft der menschenfressenden Tuppin Inba; dabei hatte er reichlich Gelegenheit, Sitten und Art dieser Indianer kennen zu lernen. Er spricht ausführlich von der Lebensweise der Menschenfresser, ihrer Nahrung, ihrer Religion, ihren Sitten bei Namengebung der Kinder, Verlobung; Hochzeit. Er beschreibt die Bemalung, die Tracht, erzählt von Kriegstaktik und Stammesverfassung. Ähnlich eingehende Beobachtungen finden wir bei anderen Entdeckungsreisenden, so Nikols. Zum Teil recht gute Bemerkungen bietet Springers Meerfahrt (vgl. Literatur VII. Der Abdruck bei Schulze umfaßt nur wenige Seiten, Seitenzahlen sind nicht angegeben). Wie sonst bringt er gerne Vergleiche mit der Heimat. Er sieht auf den Kanarien ein lützel Volk, gar schüch und wild; die Schwarzen sind unschamhaft, weil sie nackt gehen, sie haben Hütten, wie bei uns die Leute über die Backöfen machen, ihre Sprechweise ist schnalzend, „strident enim quasi fistula quando loquuntur“. Bei andern wird die Kleidung beschrieben. Sie sind braunschwarz, ihr Haar aber lang und schwarz, andre tragen lange, weiße Hemden mit Gürtel, Tücher um den Kopf gewickelt. Auch eine kleine Schilderung bringt er: Wenn der König spazieren

fährt, so hält einer ein Gedeck über seinen Kopf wegen des Schattens. Viel Gefolge ist dabei, sie machen Musik mit Trompelen. Von andern weiß er, daß sie das Gold nicht verarbeiten können.

Lebensvoller noch sind die Darstellungen in den besten Berichten des 16. Jahrhunderts, bei Kiechel, Wunderer, Krafft, Hier werden Menschen- und Volkscharaktere ausführlich, auch ihr Tun und Treiben geschildert. So Kiechel (lit. Ver. 86, S. 68) über die Schweden: „Das Volkh betreffndt gübt es starckhe, arbeitsame und grobe leüth, wölche raucher gesunden natur (nicht sobaldt einen medicum gebrauchen) kommen uf ein hoch aller, schlecht und altfrenckisch in kleüdern, sunderlichen die bauren müß ihren gevaltnen rückhen, in stölten aber usgezogne kleuderr, haben ein rauche sprach, sein sehr truzig uff ihrer müste, halten vül vüchs machen mechtig große kās, do etwann einer vül pfund wügt“. David Wunderers Art ist dieser ähnlich (vgl. Ausgabe S. 190 f. 197 usw.). In zahlreichen Bildern weiß Ulrich Krafft Menschen zu schildern, ihr Schicksal lebendig vor Augen zu führen, so wenn er einen Sklavenmarkt beschreibt (S. 135 f., lit. Ver. 61), den er mit Tränen in den Augen mitangesehen hat, oder wenn er uns beschreibt, wie ein Bauer im Orient säet (S. 99), dabei wie immer unser Vorstellungsvermögen durch den Vergleich mit der deutschen Art unterstützt.

Damit ist eine Höhe der Darstellung erreicht, die uns ganz modern anmulet; während die früheren Berichte nur beschreiben, ist hier der Mensch in seinen verschiedenen Tätigkeiten geschildert, so daß uns Menschen und Völker in lebendigen Bildern vor Augen gestellt sind. Die Zahl der Beispiele ließe sich leicht vermehren, doch mögen die angeführten Stellen genügen, da durch sie die Entwicklung von Menschenbeobachtung und -darstellung in ihren verschiedenen Stufen anschaulich wird.

Naturbeobachtung.

Wenn wir in diesem Kapitel über die Naturbeobachtung der früheren Jahrhunderte Auskunft geben wollen, so müssen wir eines im voraus betonen: Grade in diesem Punkte dürfen wir die Betrachtungsart unserer Zeit nicht als Maßstab anlegen. Unsere heutige Naturbeobachtung ist auf eine durch die Jahrhunderte geschaffene Kenntnis dessen gegründet, was sich auf der Erde an natürlichen Dingen findet. Dazu kommt eine vollendete Art der Betrachtung, wie sie die großen Geister der Weltliteratur geschaffen und überall verbreitet haben. Dagegen müssen wir uns erinnern, daß in diesen Zeiten des 14.—17. Jahrhunderts, besonders im Anfang die Menschheit erst eigentlich anfängt, sich weiter auf dem Erdball umzusehen, wo Indien und Amerika, Australien und der größte Teil von Afrika noch unbekannt sind und selbst über die näherliegenden Teile von Asien mehr märchenhafte und falsche

Vorstellungen bestehen. Flora und Fauna dieser Länder sind fast noch ganz unbekannt, nur an einigen Fürstenhöfen werden in Tiergärten einige Exemplare ausländischer Tiere gehalten und als große Seltenheit bewundert. Solche Tiergärten gibt es z. B. in London, in Stockholm, in Rom, am Hofe des Herzogs von Preußen (vgl. Kiechel, deutscher Bericht über Rozmitals Reise, Wedel 130, 77, 150, Harff 39); Ernstinger (S. 70, lit. Ver. 135) hat im Garten des Herzogs von Ferrara einen lebendigen Strauß gesehen; in Florenz gibt es gar eine Menagerie (S. 78); der König von Neapel kann seinen Gästen seine Sammlung zeigen (R. M. S. 231): einen weißen und einen grauen Raben, eine weiße und eine graue Maus, einen Kaninchenhof und Turteltauben, die nach Dietrich von Schachten heidenisch sind, d. h. wohl, aus dem Orient stammen. So sind solche Tiergärten und Menagerien für das 16. Jahrhundert noch eine große Seltenheit, und darnach begreifen wir leichter, wenn in dieser Zeit Tiere, wie Elefanten, Giraffen, Rhinozerosse, Papageien, Leoparden, Tiger, Löwen, Kamele, Affen, Strauße, Krokodile, Delphine, Meerkatzen etc. als etwas ganz Fremdes angestaunt wurden. Wilhelm von Boldensele sieht in Ägypten drei Elefanten (S. 248); die Dickhäuter werden genau beschrieben; er kennt ihre Gelehrigkeit für Musik, der lange Rüssel erregt seine besondere Aufmerksamkeit, ebenso die Kunststücke, die das plumpe Tier ausführt. Beim Anblick des ersten Elefanten findet Fabri (I 99, lit. Ver. B. 2), daß er ein schreckliches Tier ist; er erzählt seine Geschichte und die Kunststücke, die er gemacht hat. Guglingen (S. 54) hat noch nie ein solches Tier gesehen, drum erschien es ihm als etwas ganz Wunderbares. Ein Leopard ist Harff gräßlich anzusehen (S. 79), so sind auch auf dem beigefügten Bildchen die Zähne und Krallen stark betont. Ähnlich ist der Eindruck, den die andern Tiere, wie Kamele, Krokodile, Giraffen, Rhinozerosse, Schlangen durch ihr eigenartiges Aussehen bei ihm erregen. Durch eine genaue Beschreibung sucht man dem Leser ein Bild von den Tieren zu geben, dabei waltten noch mancherlei merkwürdige Vorstellungen ob, so z. B. hat Fabri (II 441) bei Schriftstellern, „qui de naturis rerum scripserunt“ gelesen, was schon im Physiologus steht: das Rhinoceros könne nur von einer Jungfrau gefangen werden, oder Ludolf von einem Fisch, der kleine Schiffe vorn durchbeißt (lit. Ver. 25, S. 13). Eine Art Schafe mit breiten Schwänzen auf Cypern wird oft erwähnt: sie sind ähnlich wie Hirsche und werden mit Hunden gejagt (Boldensele S. 242). Gazellen beobachtet Tucher, sie sind am Bauche weiß, sonst licht von Haaren (Feyrabend 363 b). Das große Interesse für Tiere findet auch in Grünembergs Bildern Ausdruck; es sind da verzeichnet die Schafe auf Cypern (Bild 17), eine Katze so groß wie ein Fisch, ein Strauß, ein bunter Vogel mit gekrümmtem, langem Schnabel, zwei Tiere wie Ziegen und ein Kamel. Dann ein Bild, das einen

„wilden mann (baban)“, gezeichnet mit langem Schwanz, darstellt, wohl ein Menschenaffe. Merkwürdig ist dabei, daß Grünemberg die Tiere nicht beschreibt, sondern nur zeichnet. Etwas Fremdes waren die ungeheuren Scharen von Ungeziefer (Pharaonsläuse bei Tucher u. a.), welche große Verheerungen auf dem Felde anrichteten. Busbeck sieht in Kleinasien die Angoraziege (S. 34). Auf dem Meere erregen fliegende Fische Erstaunen (Boldensele, Lochner, Harff, Reinhold v. Hanau Zt. f. hess. Gesch. 1891 S. 153, Smeding S. 287, Schillberger S. 212). Lochner sieht einen Fischkopf so groß wie ein Ochsenkopf, Grünemberg und Harff zeichnen sie (Bild 5, 12, 6, 16. Harff S. 147, lit. Ver. 192). Philipp von Hagen versichert mißtrauischen Lesern: „Es ist wahr, ich habe selbst einen in der Hand gehabt“ (u. 275). Besondere Erwähnung finden auch Delphine und Wallfische (Rindfleisch, R. M. S. 321, Schmidel). Auch Dürer (S. 69) erzählt bei seinem Aufenthalt in den Niederlanden, daß ein Wallfisch in Seeland angekommen sei, vor dem man sich sehr fürchte.

Bei den Amerikafahrern werden die Tiere des Landes aufgezählt. Springer gibt in seiner wertvollen „Indienfahrt“ genauere Beschreibungen; wie auch sonst fördert er die Anschauung durch Vergleiche mit der Heimat. Die fliegenden Fische werden genau beschrieben: sie fliegen in Haufen wie Vögel, haben Flügel wie die Fledermäuse; der Delphin ist schwarz, ähnlich dem Schwein, nur hat er Rückenflossen und schnabelförmige Kinnladen. Die unbekanntenen Antilopen nennt er Hirsche wie Geißeln und hoch als die Rosse, er erwähnt Elefanten und andre „wunderbare“ Tiere, Büffelochsen und Kühe, „seltzam aventurig Schafe mit breiten Schwänzen, in denen sie ihr Felt tragen“. Dem tiefen Eindruck, den zwei Einhörner auf Örtel gemacht haben, entspricht die auffallend eingehende Beschreibung (vgl. Hantzsch S. 116 f.): zwei lebendige Einhörner, die Hörner 3 Ellen lang, so groß wie Esel, Köpfe wie Hirsche, braunfarbig mit Rot vermischt, langer Hals mit gekrausten Haaren, welche auf die rechte Seite hängen, dünne, schlanke Schenkel wie ein starker Bock und ein wenig gespaltene Füße. Ebenso selten wie solch genaue Beschreibung ist die daran geknüpfte Reflexion: „Es hat mir auf der Welt nichts besser gefallen, als die zwei Einhörner“.

Es sind also fast nur fremde Tiere erwähnt, nur ganz selten werden heimische vermerkt, wie z. B. bei Rozmital (lateinischer Bericht 21), die cuniculi, die in der Gegend von Aachen gefangen und gegessen werden, oder die Menge Hasen, die ihm bei einem Dorfe auffällt. Auch Wormser (Feyrabend S. 222) verrät sein Weidmannsblut, wenn er an einer Stelle die vielen Hasen beobachtet und an einem schönen Platze viele Hirsche, „die lustig wärent zu hetzen gewesen“. Kiechel (S. 63) erwähnt den Lachs in Schweden, und Ernstinger (u. 107) weiß, daß im Rhein viele

Salme gefangen werden, oder daß ein See fischreich ist. Krafft (S. 29) will uns unterhalten, wenn er von Turteltauben oder von einem grünen Wasservöglein spricht, das ihn auf der Seereise erfreut, aber von den Matrosen verjagt wurde, oder beim Aufstieg auf den Libanon Hasen und Rehe, auch eine Ziegenherde erwähnt, die am Hang des Berges grasst (S. 78).

Vögel werden selten erwähnt; neben dem Strauß wird der Papagei oft bewundert, Schmidel hat sich einen mit nach Hause genommen. Briestauben werden manchmal genannt (bei Tucher, Feyrabend 370 u. a.). Auf Singvögel achten nur ganz wenige; Leman hört sie in der Umgebung von Damaskus, deren Üppigkeit und Schönheit ihn so begeistert, daß er dieses Land für das schönste erklärt, was er kennt (R. M. 108). Ist diese Erwähnung auf den besonders starken Stimmungseindruck zurückzuführen, den Leman in dieser herrlichen Natur empfangen hat, so ist es bei Wormser das Ungewohnte, wenn er über den Gesang der Nachtigallen spricht, die er in der Ferne im November hat schlagen hören (Feyrabend S. 225). Dabei erinnert er sich auch, daß er vorher zehn Tage keinen Vogel gesehen hat als zwei Krähen. Wie er als Jäger die Hasen unterwegs bemerkt, so beobachtet er als Naturfreund Stare und Spatzen mit roten Brüstchen. Nikols deutet einen wohl oft empfundenen Naturgenuß an, wenn er bei seinem Aufenthalt auf den kanarischen Inseln sagt: „Die Vögel singen sehr schön in den Wäldern“ (S. 12). Auch Millitz denkt bei den Inseln daran, daß dorthier die wohlsingenden Kanarienvögel in unser Land kommen (Hantzsch S. 122). Wie anders mutet es uns dagegen an, wenn Ulrich Krafft bei seiner Wanderung auf dem Libanon erzählt, daß sie einen kühlen, schattigen Olivenwald nur ungern verließen, „sunderlich weil beneben die Waldvögelin mit unterschiedlichem Gesang so lieblich gesungen“ (lit. Ver. 61, S. 78).

So können wir feststellen: Über die Tierwelt wird im allgemeinen nur gesprochen, soweit sie als etwas Fremdes die besondere Aufmerksamkeit oder durch die große Zahl Staunen erregt. Ohne solchen Anlaß findet man ihre Erwähnung meist unnötig.

Pflanzen.

Ähnlich ist der Standpunkt der Zeit, wo es sich um Beobachtungen der Erzeugnisse an Früchten, Bäumen, Blumen etc. handelt. Das wird erst im 16. Jahrhundert anders, wo man auch der engeren Heimat mehr Interesse in den Reiseschriften zuwendet. Bei den Pilgerschriften, die ja meist erst bei Venedig eine ausführlichere Darstellung beginnen, versteht es sich fast von selbst, daß nur fremde Pflanzen erwähnt werden können. Viele beschränken sich auf die Bemerkung, daß das Land fruchtbar sei, die meisten jedoch nennen das Land reich an Wein und Früchten, öfters auch wird die Art der Frucht näher bezeichnet, der Mal-

vasier oder die Stärke des Südweines hervorgehoben: Ölbäume, Palmen, Datteln, Feigen, Johannisbrot, Balsam, duftende Bäume und Sträucher, Cypressen, Cedern, Rosmarin, wunderliche Gewächse, wie Pomeranzen, Zitronen, Limonen und Melonen werden bald öfter, bald seltener erwähnt. Nur wenige beachten die Art der Anpflanzung, Behandlung und Ernte. „Eine Gegend mit Bäumen besetzt“, „ein Berg bedeckt mit Weinbergen“ oder „lustige Wälder von Johannisbrotbäumen“ geben nur einen ungefähren Begriff; nur selten, z. B. bei Schiltberger (S. 53, lit. Ver. 172) hören wir, daß die Bäume zweimal im Jahre tragen, oder bei Nikols (S. 9), daß auf den Kanarischen Eilanden zweimal geerntet wird. Bei ihm lesen wir sogar die überraschende Bemerkung, daß dort die Wiesen schön und grün sind wie bei uns im Mai (S. 14). Stolberg (S. 198) gibt die Gegend an, wo er das erste reife Getreide des Jahres sieht. Ernslinger scheint ein besonderer Blumenfreund zu sein. Zwar zählt er immer die Erzeugnisse eines Landes auf, doch lesen wir öfters bei ihm: „schöne, lustige Gärten; eine Ebene mit vielen schönen Blumen; ein Lusthaus mit schönen Blumengängen; schöne Gegend voller Gärten mit Nuß- und Cedernbäumen am Weg“. Bei dieser Aufzählung läßt er es bewenden. Ratgeb stellt in Oldenburg schon eingehendere Beobachtungen an. In den Torfmooren dörren die Einwohner die Erde und brennen sie statt Holz. Es ist ein unfruchtbares Land, voll breiter Heiden, darauf wenig wächst und schlechtes, geringes Vieh, kleine Häuschen und in Summa ein ungenügsam, arbeitseliges, unfruchtbares Land (Hantzsch S. 88). Ähnliche und bessere Beobachtung zeichnet die wertvolleren Reisebeschreibungen des 16. Jahrhunderts aus. Wedel erzählt, wie er durch eine ebene fruchtbare Gegend oder über ein häßliches Gebirge reitet; blühende Mandelbäume gefallen ihm; er zeigt sein Verständnis für Landwirtschaft, indem er Bemerkungen über den Stand der Ernte, die Art des Pflügens oder die Erzeugnisse des Bodens einfließt (z. B. S. 328). So wie er spricht auch Kiechel überall von der Fruchtbarkeit eines Landes, von Bäumen und Früchten; da sie weit herum gekommen sind, fassen sie sich kürzer als Krafft. „Ehe wir von ihm sprechen, noch ein Wort über Springers Stellung. Er erzählt: „da wächst Reis, köstliches Korn gibt ganz weiß als Semmelmehl“; er sieht Wein und ‚seltsamer guter Frucht‘ (meint Banane), der Pfeffer wächst gleich der Weintraube; ist er schön grün, so pflücken sie ihn ab und dörren ihn auf einem Tuch an der Sonne; er wird zeitig an Martinstag oder Weihnacht. In noch viel ausgedehnterem Maße finden wir diese Anschaulichkeit bei Krafft. Er hat sich hauptsächlich in der Stadt Tripolis aufgehalten und konnte hier bis ins einzelste genau Beobachtungen anstellen. In besonderen Abschnitten beschreibt er orientalische Gewächse, wie Feigen, Granatäpfel, Zitronen, Limonen und andere Obstsorten. Der Weinbau, die Bereitung der Rosinen,

des Zuckers, der Mohnseife finden eingehende Darstellung S. 91 ff.). Er redet von der künstlichen Befruchtung der Datteln, der Art wie sie geerntet werden; er wundert sich, daß ein so dünner Zweig so große Frucht tragen kann (S. 94); es fällt ihm auf, daß das Getreide im Dezember gesät und im Mai geerntet wird, daß die Körner ausgetreten werden. Es macht ihm ein aufrichtiges Vergnügen, am 25. Dezember, wo in der Heimat Winter herrscht, hier Trauben vom Stock essen zu können (S. 98). Die Beschreibungen sind belebt durch das persönliche Verhältnis des Verfassers. Er hat alles selbst gesehen, er vergleicht oft mit der Heimat.

Einen beachtenswerten Ausblick eröffnet uns Fabri durch eine Bemerkung aus seinem Aufenthalt in Venedig (I 93, lit. Ver. 2). Es heißt da: „Der Mai ist die schönste Zeit. Die schönen Blumen und Garten, die Lilien, Rosen, schönen Wiesen und Wälder, die Jagd darin, das alles könnten sie in Venedig nicht haben, deshalb wollten sie jeden Tag eine andre Kirche besuchen und so die Blumen, Rosen, Lilien der Gnade und Tugend pflücken“. Es liegt am nächsten, diese Darstellung des gelehrten Mönchs auf den Einfluß der Mystik zurückzuführen, so wie er in seiner Naturbeobachtung vielfach durch seine gute Kenntnis der Literatur beeinflusst zu sein scheint. Als sie in die Nähe des heiligen Landes kommen, setzt er sich morgens vor Tag vorn aufs Schiff, weil man da die Berge des heiligen Landes besser sieht als nach Sonnenaufgang (I, 180). Er begrüßt die Sonne, weil durch ihr Licht das heilige Land zu sehen ist (S. 181). „Man könnte meinen“, heißt es weiter, „daß in der Nähe des heiligen, süßen Landes das Meer ruhiger wäre“. Ähnlich ist wohl auch die Erwähnung der Rosen von Jericho, die in der Legende eine Rolle spielen, zu erklären. Er schildert eine nächtliche Wanderung auf einen Berg, wo sie das heilige Kreuz besuchen wollen (I, 172 ff.). Der Mond erfreut sie dabei durch seinen Schein; es ist ein schönes, reiches Land; wohlriechende Sträucher sind da, wie überhaupt die Pflanzen da sehr gut riechen, besonders bei Nacht, wenn sie vom Tau befeuchtet sind. „Horrentes“ vor der Höhe des Berges steigen sie weiter und kommen in ein schönes Tal, durch dessen Mitte ein Bach rinnt, süß und lebhaft, dessen Bett mit schönsten Blumen und wohlriechenden und unbekanntem Sträuchern bestanden war. Solche Darstellungen stehen in der ganzen Zeit und bei Fabri selbst vereinzelt da; er hätte oft Gelegenheit zu solchen Schilderungen; er macht oft Spaziergänge auf den Inseln etc. aber er berichtet nichts darüber. Solche Schilderung entspricht nicht der Art und dem Geschmack der Zeit (vgl. oben S. 19 f.). Über den allmählich, besonders bei Krafft zulage tretenden Übergang von der Beschreibung zur Schilderung soll weiter unten im Zusammenhang gesprochen werden.

Wir hätten die Tier- und Pflanzenwelt nicht gesondert betrachten

dürfen, wenn wir sie damit aus dem Zusammenhang landschaftlicher Schilderungen herausgerissen hätten. Es ist eben die Eigenart der Zeit, daß diese Dinge ganz für sich betrachtet werden. Landschaftliche Bilder vermissen wir in den Reisebeschreibungen dieses Zeitraums fast vollständig; soweit Ansätze dazu vorhanden sind, wollen wir sie jetzt näher betrachten. Läßt uns doch grade die Entwicklung dieser Beobachtungen am besten beurteilen, wie das menschliche Auge sich nach und nach für die umgebende Welt erschlossen hat.

Da sich schöne Landschaftsbilder besonders bei der Aussicht von Bergen darbieten, so fragen wir hier gleich: Welche Rolle spielt die Aussicht bei den Wanderungen? Was sieht man von der Höhe aus? Die Tatsache, daß die meisten Pilger den Übergang über die Alpen kaum erwähnen, kennzeichnet schon den allgemeinen Standpunkt der Zeit. Vor den schneebedeckten, schroff abfallenden Felsriesen empfand man ein lebhaftes Grausen; Fabri III 443, lit. Ver. IV.) findet in den Alpen montes horribiles sed valles amoenae und mit Überfluß an allen Ergötzlichkeiten; Silber und Metall wird dort gegraben; in solchem Vergnügen leben dort die Menschen, als wenn Bacchus, Ceres und Venus dort herrschten. Wer die Alpen sieht, wird nicht glauben, daß dort so schöne Täler sind. Wer die Alpen zum ersten Male sieht, der wird erschrecken, denn furchtbar ist ihr Anblick; vor Hannibal sei niemand hinübergewandert. Rindfleisch (R. M. 324) vermerkt bei Albanien ein hohes, dürres Gebirg; vom Sinai sieht Harff auf ein hohes, greußliches Gebirg (S. 127); Breitenbach kommt in ein Tal von abscheulichen Bergen umschlossen; in der Wüste sind nur dürre Berge, von der Sonne verbrannt, und furchtbar und greulich anzusehen (Feyrabend 101 b). Wo der Bäderer den heutigen Wanderer in Syrien auf eine Stelle aufmerksam macht, „wo sich ein Berg in seiner ganzen Majestät den Blicken zeigt“, da sieht Guglingen einen mons terribilis (lit. Ver. 192, S. 199 Anm.); dagegen findet er die Sandberge in Ägypten sehr schön (S. 217): iuxta montes sabulosos pulcherrimos. Wahrhaften Abscheu empfand man meist vor den Vulkanen. Für Ludolf (1341) ist der Ätna der Schlund der Hölle (S. 21), wenn er stark raucht, ist irgendwo auf der Erde Krieg, und noch für Kiechel ist der Vesuv der abscheuliche Schwefelberg (173). Hirschfeld (S. 96) nennt den Vesuv den feuer-speienden Berg, der bei Tag raucht, bei Nacht flammt.

Der Forschungsreisende Megiser (ca. 1600) beschreibt den Vesuv genau. Er hat früher inwendig gebrannt und Feuer ausgeworfen wie der Ätna. Er ist überall sehr fruchtbar, nur oben nicht, da ist alles voll verbrannter Steinklippen, Asche und Höhlen. Zu oberst ist ein schrecklich großer Krater und in der Runde ein sehr tiefer Abgrund hinab, fast in der Form wie ein amphitheatrum. Das Feuer ist noch nicht erloschen, denn manchmal

steigen Dämpfe aus Höhlen auf, zu Schweißbädern für Kranke benutzt (abgedr. bei Hantzsch S. 139). Ruhiger berichtet der Kriegsmann Breisinger (1600) vom Ätna, welcher Tag und Nacht brennt, welches man für ein sonderlich miraculum hält (Hantzsch 78). Anschaulicher als Fabri schildert Hentzner einen Alpenübergang (vgl. Hantzsch S. 99). „Bei Thus wird der Weg beschwerlich und gefährlich wegen der Felsmassen, der schmalen Pfade und gebrechlichen Brücken, welche hoch über dem rauschenden Wasser des Rheins hängen. Du überschreitest sie zitternd in beständiger Angst, daß sie unter dir zusammenbrechen. Mancher wird auch von Furcht erschüttert durch das unaussprechliche Brausen des Wassers, das sich zwischen Klippen durch einen Abgrund wälzt. Am andern Tage erreichten wir den Splügerberg, den wir im tiefen Schnee bei starker Kälte, unter unsäglichen Schwierigkeiten erstiegen. Obgleich wir vier Führer bei uns hatten, welche vorausgingen und mit Hacken und Schaufeln den Weg gangbar machten, kamen wir infolge des beständigen Ausgleitens in solche Gefahr, daß wir zur Übersteigung des Berges mehr als sechs Stunden verwenden mußten“. Zur Ergänzung sei hier auf eine Studie aufmerksam gemacht, die Gustav Peyer über „Die Geschichte des Reisens in der Schweiz“ (Basel 1885) verfaßt hat (vgl. auch Frey „Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter“, Berlin 1872). Hieraus entnehmen wir, daß im 16. Jahrhundert Besteigungen der Alpenberge unternommen werden, so des sagenumwobenen Pilatus; besonders sind einige Humanisten vom Wissensdrang auf die Berge geführt worden, nachdem ihnen trotz einiger Schwierigkeiten die Erlaubnis zur Bergbesteigung gegeben war. In Geßner (1516—65) finden die Alpen sogar einen dichterischen Verkünder ihrer Schönheit und Herrlichkeit. Aber diese Anregung verliert schon im 17. Jahrhundert wieder ihre Wirkung, es bleibt die Schönheit der Alpenwelt noch verschlossen, bis dann im 18. Jahrhundert eine neue und nachhaltige Erkenntnis dieser Naturwunder besonders durch Rousseau angebahnt wird. Seitdem hat dann die früher auf wenige gelehrte Leute beschränkte Begeisterung sich mehr und mehr durchgesetzt, die dann auch die vorher hemmenden Schwierigkeiten und Gefahren vermindert.

Bergbesteigungen werden also im allgemeinen nicht unternommen, um die Schönheit der Gebirgslandschaft zu genießen. Trotzdem sind in unsern Reisewerken viele Bergbesteigungen geschildert. Fabri hat mehrere Berge bestiegen; viele Pilger (z. B. Breitenbach, Fabri, Tucher, Guglingen) zogen von Jerusalem nach dem Sinai, um das Grab der hl. Katharina und andre Heiligtümer zu besuchen; außerdem werden uns von Wedel, Krafft, Rauwolf Wanderungen auf den Libanon geschildert, wo man die berühmten Cedern aufsuchte; Hagen (S. 247) hat wie Fabri (I 172 ff.) unterwegs den sogenannten heiligen Kreuzberg erklimmt. Auch bei

diesen Aufstiegen betrachtet man die Felsen und Schluchten mit ängstlicher Scheu; das Emporklettern ist eine saure Arbeit, die oft gefährlich wird. Fabri unternimmt den Aufstieg mit seinen Gefährten bei Nacht, ebenso Hagen, weil es am Tage zu heiß ist.

Um Kraffts Vorsprung anschaulich zu machen, wollen wir die fast gleichzeitige Beschreibung der Libanonwanderung bei Wedel vergleichen. Dieser erzählt (S. 80) wie sie zogen „einen hohen langen steigten Berk auf zu einem Dorf Sante Steffan genant, darnach über eine Ebene widerumb auf hohe Berge kumen zu einem ander Dorf, heist Butscheday, so 10 Meil. von unserm Kloster, da mir ausgezogen, gelegen. Hier hat unser Geleitsmann welcher ein Bischopf war des Birges Libani, etzliche Araber zu sich genumen, die uns sicher furten bis zu den Cedernbomen, so noch hoger als mir gezogen ligen, doch ist es eine Ebene da sie sten, alleine das Gebirge ummeher ist. Der Bome sein nur 26, sein den Dannenbomen nicht ungelich, alleine daß ir Lop über sich jegen Himmel weckset, ingelichen auch die Frucht, die Bome sein in heiliger Schrift genant wegen des Tempels Salamonis“. Er redet von der Haltbarkeit des Holzes, vom Alter der Bäume, die 3000 Jahre stehen können; „daneben gesagt, von einer dagewesen und die Bome gezelet und keme darnach in kurzer oder langer Zeit widermal dahin, so funde er nicht den vorigen Zal, alleine funde mer oder weniger. Ob das so ist, will ich vor eine Warheit nicht schriben, ich habe sie gezelet, hoffe aber nicht, daß ich sie noch einmal zelen will“. Der Schluß offenbart, wie wenig Freude der pommerische Ritter an solcher Wanderung finden konnte. Die Trockenheit seiner Darstellung läßt uns Kraffts Schilderung wie eine Erfrischung in dürrer Wüste empfinden (S. 77 f.). In großer Gesellschaft mit reichlichen Lebensmitteln geht es in der Frühe eines Sonntags über eine schöne Ebene den Bergen zu. Bald sind die „niederträchtigen“ (niedrigen) Vorberge erreicht, uff wölchen wir in einer Ebne und zum tayl Hügelbergle zu beeden seythen schönne Weingärthen, auch wohl erpawten Felder von mererlay Erdlfrucht, ausgenommen haber, ersehen“. Ein schattiger Olivenwald empfängt sie mit solcher Kühle, daß sie ungern herauskommen, „sunderlichen weil beneben die Waldvögelin mit unterschiedlichem Gesang so lieblich gesungen“. Ein Eseltreiber führt sie durch einen „engen, hohen Weg im Andritt des Berges hinauf“, es grauset den Wandrern vor den gewaltigen überhängenden Felsmassen. Als sie nach seiner „bei Handen habendten, kleinen schlagendten Uhr ungefehr umb zöhen Uhr vormittags uff einen schönen griennen Wissplatz khomen, dadurch ein lustiges Wasserbächlein geflossen“, lädt der Schatten eines großen Baumes zur Mittagsrast ein. Durch eine Unvorsichtigkeit beim Umhauen von Gesträuchen wird Krafft leicht verletzt. „Da aber der strach wär über zwerch gegangen . . . hette meinen Weg

wider nach Trippolj zu einem französischen Balbierer miessen nemen“. Während sie auf einem rauhen, hohen Wege, „so wie eine stegen mit stapfen gemacht“ hinaufklimmen, erzählt man den Wanderern allerlei Erlebnisse früherer Reisender. Noch ein enges, hochfelsiges Tal und ein kleiner, lustiger Wald mit schönen Wasserquellen und das Kloster auf halber Höhe ist erreicht. Aufnahme und Verpflegung werden berichtet; das Kloster mit seinem reichen Keller und seinen Bußhöhlen wird beschrieben; wir hören von seinen Bewohnern. Noch sechs Stunden nimmt der Aufstieg zu den berühmten Baumriesen in Anspruch „haben auch viel hoher Staig steigen mießen, bisweilen Wilde gestreych mit Merr sort Baum, den wolriechendte Kreytter von wilde Rosmarin und etliche gute frische Wasserbächlein angeltoffen“. Über eine schneebedeckte Ebene in kalter Luft ziehen die Ermüdeten ihrem Ziele zu; „hath ein jeder für sich selbst Gott gelobth daß er uns so glücklich hath dahin belayth“. Mit einigen Schwierigkeiten werden die 27 Stämme gezählt, das Aussehen der Bäume genau beschrieben. Nach dem Mittagsmahl wird Umschau gehalten; man findet es bestätigt, daß die Cedern keine andern Bäume um sich leiden; auf der Hochebene, die noch drei sehr „hohe und unbesteigbare, felsige Bergspitzen“ trägt, müssen zu Salomons Zeiten noch viel mehr Cedern gestanden haben. Man hat wohl die Riesenstämme auf dem Wasser hinuntergeflößt, „anderer Gestalt wird mans ibel haben kinden hinab bringen“. Die Rückkehr erfolgt auf demselben Wege; erfrischt durch die reine Bergluft geht der Kaufmann wieder seinen Geschäften in Tripolis nach.

Auch Kiechel hat uns eine Bergfahrt beschrieben (lit. Ver. 86, S. 344 ff.); er hat wie auch Wedel den Sinai bestiegen. Aber sein Bericht atmet nicht die Freudigkeit, die Krafft begeistert. Nur um das Kloster der hl. Katharina, ihren Leichnam und andre Heiligthümer des sagenumwobenen Berges zu besuchen, unterzieht er sich der beschwerlichen und gefahrvollen Wanderung. Mit großer Anstrengung klettert er über steile Felsen; eine besondere Freude ist es ihm, wenn er einen kühlen Quell entdeckt, der seiner trockenen Kehle Erfrischung bietet. Er weiß dann viel von den heiligen Stellen des Gebirgs zu erzählen; wenn gleich Lutheraner, so findet er doch diese Einzelheiten der Erwähnung wert. Während Wedel (S. 132) den Auf- und Abstieg kurz abtut, nur einige heilige Orte nennt, schildert Kiechel die einzelnen Wanderungen im Gebirge; vom höchsten Gipfel hält er Umschau; „der Berg Katharina ist überschwenklich hoch und ja vül hoher, denn alle andren berg, so umbher gesehen werden, derer doch vül und eine große anzal und ja sonsten nichts als Berge gesehen wird, das einem der vor grauett“. Bei klarem Wetter ist das Rote Meer zu sehen.

Der Vermerk über die Aussicht bei Kiechel legt die Frage nahe: Was hören wir überhaupt über die Aussicht von Bergen?

Sie wird mehrfach erwähnt. Fabri besteigt mehrmals einen kleineren Berg, um sich umzuschauen; er sieht eine Stadt liegen oder ein anderes Mal die Inseln weit umher. Beim Übergang über die Alpen besteigen sie einen Berg, um die Aussicht aufs Meer zu haben, das vielleicht ihr künftiges Grab sein wird (I 80). Aber es war ein horridus aspectus, denn das Meer sieht düster und neblig aus. Vom Sinai schildert er die Aussicht ähnlich wie andre (II 438 f.); man sieht das rote Meer, Ägypten, Arabien, Babylonien. Guglingen erwähnt dabei noch die Wüste (S. 207), Tucher den Hafen, wo die Spezereien aus Indien verladen werden (Feyrabend 366), den schönen Dattelgarten des Klosters und die Gegend Helim und Sur. Harff sieht über alle Berge umher auf das Kloster am Berg und ein hohes greußliches Gebirg (S. 127). Boldensele erwähnt die Aussicht gar nicht.

Auch über die ungeheure Stadt Kairo schauen viele aus, um dadurch ein Bild von der Größe der Stadt zu gewinnen. Bei der Rückfahrt steigt Fabri in einem dalmatischen Hafen aus (III 369/70). Er hat selten einen schöneren Ort gesehen; der Hafen ist ganz von Bergen eingeschlossen; die mächtigen Felsstücke sind schön aufeinander geschichtet wie Treppen. Er steigt hinauf und sieht sich um. Er nennt verschiedene Länder, nach denen er sehen konnte; in der Ferne tauchen die Alpen auf, darüber ist er erfreut, denn sie weisen nach der Heimat, nach der er sich sehnt. Der Aufstieg war horribilis, aber sicher. Breitenbach beschreibt an vier Stellen die Aussicht, die er genossen hat. So von Sion aus über Jerusalem weit bis Jericho und Arabien (Feyrabend 58 b). Vom Berg Oreb sehen sie über die Wüste das rote Meer und den Landungsplatz der Schiffe, die aus Indien kommen (103, 99 b; wie Tucher). Vom Sinai erblicken sie zu ihren Füßen zwei Wüsten. In einer anderen Richtung soll ein Mönchskloster liegen, das wurde ihnen gezeigt, aber es soll nicht zu finden sein. Außerdem sind noch zwei Berge genannt, die sie sehen. Bei der Fahrt auf dem Nil schaut er nach den Flußufern: das Land ist fruchtbar, soweit es vom Nil bewässert wird, dahinter liegt Wüste (Feyrabend 106).

Die Beispiele bestätigen, was wir oben gesagt haben. Berge, die nicht bepflanzt sind, oder nackte Felsen verursachen Grauen; man besteigt keine Berge, um die Schönheit der Aussicht zu genießen, denn solcher Genuß ist der Zeit noch fremd. Man zählt wohl einiges Gesehene auf, man weiß aber kein Bild davon zu geben; nirgends gibt sich ein freudiges Gefühl über schöne Aussicht zu erkennen.

Im Gegensatz zu dem Schauer, den diese Zeit vor dem Gebirge empfindet, steht ihre Bewunderung für die Schönheit einer weiten Ebene. So sehr haben sich die Anschauungen seit der Zeit verschoben. Wenn der Franzose Montaigne (16. Jahrh.), wie Peyer (Seite 54) erwähnt, die Ebene zwischen Basel und Mühl-

hausen als „angenehm gelegen“ bezeichnet, während er nachher an dem Rheinfall bei Schaffhausen wortlos vorbeigeht, so steht er damit auf dem Standpunkt, den auch unsere deutschen Reisenden einnehmen. Das flache Ried von Darmstadt bis Mannheim ist die schönste Gegend, daneben werden schöne, fruchtbare Täler auch gewürdigt (Wedel, vgl. S. 6, Einl.). Kiechel sagt uns den Grund: in ebenem Lande reist man sicher; in bergigem Lande ist die Reise meist sehr unsicher. Die Schönheit der Inselwelt im Ägäischen Meere wird auch mit dem allgemeinen Ausdruck „schön“ abgetan; er will sagen, daß das Land fruchtbar ist, denn gewöhnlich folgt darauf, was da wächst. Manchmal findet sich auch ein abfälliges Urteil, so bei Meissenheimer (S. 78): Modon ist nicht schön; Parenz ist nicht schön, sondern häßlich (70); (auch bei Dietrich v. Schachten R. M. 180). Es ist nicht erklärt, warum die Behauptung gerechtfertigt ist. Doch gibt eine andre Stelle eine Handhabe (S. 72): Ragusa ist eine hübsche Stadt, die Häuser stehen frei für sich wie ein Schloß. Entsprechend dem praktischen Standpunkt der Zeit bei ähnlichen Beurteilungen darf man auch die ersten Ausdrücke nur auf die Bauart der Häuser oder ähnliches beziehen.

Die Bilder Grünembergs lassen die Darstellung landschaftlicher Schönheit ganz vermissen; die Landschaft ist nur Hintergrund. Einmal ist ein Felsen vorn an einem Hafen in Dalmatien hervorgehoben, sonst sind nur Berge, manchmal mit einigen Bäumen bestanden, gezeichnet, die das Bild abschließen.

Ausgeführte Landschaftsbilder werden wir vergebens suchen, aber einige Ansätze dazu lassen sich an wenigen Stellen finden.

So ist Bethlehem eine hübsche Stadt und eine hübsche Gegend drum (Anonymus S. 312); um Damaskus sind viele Baumanlagen, duftende Früchte, die wohlriechendes Wasser spenden, damit sich die Heiden besprengen. Alles blüht Sommer und Winter, Singvögel singen, Trauben gibt es das ganze Jahr frisch. Zwei Meilen um die Stadt sind Baumanlagen; es ist das schönste Land, das Leman je gesehen hat (R. M. S. 108). Oder wir lesen: Rhodos ist eine gute, feste Stadt und hat vorn am Meer einen starken Turm und auf der andern Seite 12 Türme . . . bei dem großen Turm ein Schloß und darnach das Schloß für die Ritter . . . und darnach liegt die Stadt R . . . und sie haben einen herrlichen Garten vor der Stadt, den nennet man das Paradies, der ist gar lustig und schön von mancherlei Bäumen . . . (R. M. 100 f.). Trient liegt in schöner Gegend (Fabri I 75). Seni liegt auf lustiger Höhe von Bäumen umgeben (Harff S. 12); eine andre Stadt ist mit schönen Bäumen und Gärten umgeben; ähnlich schildert Hirschfeld die Lage von Florenz (S. 39): Es liegt in einem lustigen Tal und umher viel schöner Bäum, deshalb hält man sie für die schönste Stadt des welschen Landes. Bei Hagen heißt es (S. 241): Kandia liegt an einem Hafen in einem Winkel des Meeres und: die Stadt liegt

auf einem Berg und ist ein hübsch Land drum; wächst viel Wein da. Lochner (u. 210): Ragusa wird auf der einen Seite von einem Gebirge eingeschlossen; ähnlich Wedel von Genua: die Stadt liegt hart am Meer und ist rund herum Gebirge (S. 207). Wormser nennt Kandia (die Insel) hochgebirgig (Feyrabend 217). Wenn Rozmital (deutscher Bericht) Frankreich das schönste Land nennt, so ist dies Lob auf Rechnung der Fruchtbarkeit, des Reichthums und des Aussehens der Städte zu setzen (S. 163, lit. Ver. 7). Auf einem schönen Weingartenberg liegt ein schönes Schloß und ein gar schönes Rathaus (Stumpf 257). Die wiederholte Bezeichnung „schön“ kennzeichnet trefflich die mangelnde Ausdrucksfähigkeit, die, wie wir oben hervorhoben, für die Entwicklung der Naturschilderung so bestimmend war.

„Das Gebirge geht auseinander oder verengt sich“. ist ein seltenes Bild (Ernstinger, lit. Ver. 135, u. S. 20 grade vor Linz). Breitenbach kam in ein enges, tiefes, steiniges, rauhes Tal (Feyrabend 102). Eine für die Zeit recht gute Beschreibung der Lage von Aleppo gibt Rauwolf (Feyrabend und Hantzsch S. 131). Die Stadt liegt talhändig zwischen Bergen, außen herum hat sie viel schöne Bäume und Gärten. Oder von Tripolis rühmt er: es liegt in einer lustigen Gegend an den Vorbergen des hochgebirgigen Libanon. Aus Örtels anschaulicher Beschreibung Mekkas gehört hierher: Es ist eine gewaltige, schöne Stadt mit schönen Häusern meist unter der Erde mit einfallenden Lichtern von oben herab . . . es wachsen um die Stadt weder Bäume noch Kräuter und dergleichen . . . es ist von einem Gebirg umfungen, hat aber keine Mauern (Hantzsch 116). Noch einige Beispiele mehr ausgeführter Beschreibungen mögen folgen: Meißner (S. 50) drückt seinen Eindruck von der Schweiz mit den Worten aus: Das ist das rechte Schweizer Land, wenig Dörfer, sondern hier ein Haus, dort ein Haus, aber hübsche Wiesen, viel Vieh und sehr hohe Berge, auf denen Schnee liegt, der vor Christi Geburt gefallen sein soll. Rein beschreibend, aber mit guter Beobachtung entwirft Springer (zweit- letzte Seite im Abdruck bei Schulze) ein Bild von Indien: In demselben Land sein hinten große Berg, darauf und umher Pfeffer wächst und ander mehr Spezerei; und vorn gegen das Meer ist ein schön Land mit Palmbäumen wohl geziert. Malabar ist ein fast köstlich Land, in demselben gestu unter den Palmen, denn vorn gegen das Meer ist das Land mit Palmbäumen wohl geziert . . . ein lustiges Land von guten Wassern und wohlriechenden Kräutern. Das landschaftlich so schöne Cap (Verde) beschreibt er (auf der 7. Seite des Abdrucks): Um den Berg sein Baum wohl vier klaffer dick mit Blättern wie die Nußbaum und tragen Frucht gleich Kürbis. Die Überraschung, die der schöne Anblick des grünen Vorgebirgs wohl auch diesem Manne bereitete, kann er in der Sprache nicht ausdrücken, so berichtet er, was er versteht, die Größe, die Form

der Blätter und Früchte, die er mit heimischen Gewächsen vergleichen kann. Megiser preist in vielen Worten die Schönheit des Königreichs Neapel; es ist ein Kleinod der Natur, darin gleichsam alles zusammengebracht ist als in ein Compendium, was vortrefflich ist in Europa. Besonders preist er Campanien wegen seiner ganz wunderbaren Fruchtbarkeit (Hantzsch S. 138).

In diesem Lob offenbart sich der Unterschied zwischen damaliger und heutiger Naturbetrachtung. Der Raum gestattet nicht, Busbecks Beschreibung von Konstantinopel hier einzufügen, die zu den ausgeführtesten und besten gehört (vgl. Ludwigshafener Progr. 1899, S. 33 ff.).

Stimmungsbilder fehlen; einen Natureindruck anders als durch die stehende Wendung „schön“, „lustig“ wiederzugeben, hat man noch nicht gelernt. Solche Bezeichnungen beschränken sich auf fruchtbares Land; für die Schönheit des Hochgebirgs hat man noch keinen Sinn (Gesner und einige Humanisten ausgenommen). Charakteristisch für die Zeit ist auch die Art, wie sie z. B. zur Schönheit Neapels und des Rheintals steht. Von seinem Aufenthalt in Neapel ist bei Dietrich von Schachten die Schilderung einer Jagd das Lesenswerteste (R. M. 223 ff.). Sie werden als Gäste herumgeführt, alles wird ihnen gezeigt; das schöne Bild, besonders die schönen Gärten gefallen ihm, aber er hat keinen Ausdruck dafür; was ihm am bedeutsamsten erscheint, sind die Wälle und Türme, die Stadt und Hafen beschützen. Breisinger nennt Neapel eine gewaltige, vornehme Stadt (Hantzsch S. 79). Hirschfeld, der die Lage von Florenz so rühmt (vgl. oben), schreibt von Neapel recht trocken, daß es die Hauptstadt des Landes sei, mit einer Seite am Meer liege, drei feste Schlösser habe, von denen das größte castella nova heiße (S. 93). Er weiß das Einkommen der Stadt, ihre Heiligthümer und Kirchen. Nur von einer Karthause sagt er, daß sie schön am Berg gelegen sei. So steht er stumm vor diesem herrlichen Bild; grade so Kiechel, dessen Urteil über den Vesuv wir schon oben S. 38 angeführt haben.

Ebenso wenig Bewunderung erregt das Rheintal. Rozmital übergeht es mit Stillschweigen; Dürer ist zu Schiff den Rhein heruntergefahren; auch ihn hat die Landschaft zu keiner Bemerkung veranlaßt. Breuning von Buchenbach zieht hier stumm vorbei, wie auch seine Seereise nach England, seine Fahrt über Helgoland nach Hamburg ihm keinen Ausdruck der Freude oder Bewunderung entlockt. So wenig angenehm der Aufenthalt auf einem damaligen Schiff oft gewesen sein mag, so muß es uns doch wundernehmen, daß wir in den zahlreichen Reisewerken kaum eine Bemerkung über die Schönheit des Meeres lesen. Nur Fabri (I S. 52) erzählt von seiner Seefahrt, daß ihm das mächtige Aufschäumen des Meeres am Tage Spaß gemacht habe (I 139 ff.). Wo er die Beschäftigung der Leute auf dem Schiff schildert, sagt er, daß die

Leute vielfach die Zeit damit zubringen, das Meer zu betrachten. Auch hier bestätigt es sich: der Eindruck ist da, er kommt jedoch nicht genügend zum Bewußtsein, um aufgezeichnet zu werden. Auch Krafft hat noch keinen Ausdruck für die Schönheit des Meeres. Es wird nur genannt, wenn von den Gefahren durch Stürme, von Fischen oder Korallen die Rede ist. Krafft erwähnt die Richtung der verschiedenen Meeresströmungen (S. 26 ff.); Örtel erklärt nüchtern die Farbe des roten Meeres, weil der Grund roter Sand und das Erdreich auch alles rot sei (Hantzsch S. 116). Lehrhaft erörtert Friedrich der Weise (S. 77) die Frage: Was ist ein Golf? und antwortet: Wo man keinen Anker werfen kann. Meistens werden Märchen erzählt, z. B. daß das Meer bei Cypern stürmisch sei, weil eine Jungfrau im Tode geschändet worden sei; wie dann die heilige Helena mit einem Nagel Christi die Wogen wieder beruhigt habe (Lochner, Wanner, E. v. Bueseck, Schürpf u. a.).

In einigem Zusammenhang mit dem letzten Abschnitt steht die Frage: Wie weit wird das für den Reisenden so wichtige Wetter beobachtet?

Auffallend wenig wird bei den meisten darüber gesprochen; vor allem sind es Stürme auf dem Meer und Gewittererscheinungen, die öfter erwähnt, manchmal sogar eingehender beschrieben werden. (Meißenheimer S. 70; Kiechel S. 8, lit. Ver. 86; Schmidel S. 109, lit. Ver. 184; Hagen 275; Dietrich v. Schachten, R. M. 218; Reinard von Hanau S. 153 in Zft. f. hess. Gesch. 1891; Wedel; Fabri I 50/1): Das Meer schien zu brennen an vielen Stellen; viele schreckliche Blitze fuhren herunter, und der Donner rollte. Fabri bemerkt die Hitze in Venedig, ebenso Dietrich von Schachten, R. M. 179, Anonymus in Beirut (S. 318); nur bei wenigen, wie Schürpf, Fabri, Hagen, Wedel, Kiechel, Krafft, Wunderer tragen öftere Aufzeichnungen zu lebensvoller Darstellung bei; je mehr persönliche Eindrücke und Empfindungen verzeichnet werden, je mehr Vergnügensreisen gemacht werden und das Verständnis für Naturschönheit sich verbreitet, um so mehr wird das Wetter eine Rolle spielen. Die damals unerklärliche Erscheinung des Elmsleuers beruhigt Seeleute und Reisende; Dietrich von Schachten erklären es die Schiffsleute „als den lieben St. Helmuß mit einer barmilten (brennenden) Kirchenn“ (R. M. 218); Rindfleisch (R. M. 342) sieht darin eine Erscheinung der Mutter Gottes; Fabri (I 54) beschreibt, wie sich ein Feuer auf das Schiffshinterteil niederläßt und durch seine Erscheinung die Seeleute beruhigt (Auch Reinhard v. Hanau S. 162 Zft. f. hess. Gesch. 1891). Da er voraussetzt, daß ihm seine Leser dies nicht glauben, so versichert er, 200 lebende Zeugen für die Wahrheit seiner Behauptung anführen zu können. Seine Belesenheit erinnert ihn an ähnliche Stellen in Diodor, die er zur Bekräftigung anführt.

Wenn Wormser (Feyrabend 221) einmal einen Regenbogen in Jerusalem erwähnt, so hat das darin seinen Grund, daß es der erste seit 10 Jahren war und sein Erscheinen deshalb einen außergewöhnlichen Eindruck machte.

Hier wie sonst wird eine solche Einzelbeobachtung nur behalten und aufgeschrieben, wenn sie in ihrer Art etwas Merkwürdiges bietet; wo aber das Gesehene nicht verstanden wird, wird es keine Wirkung üben. Man geht stumm daran vorbei, wie es ja in der Naturbeobachtung besonders deutlich wird.

Mit geringer Ausbeute müssen wir uns begnügen, wenn wir über klimatische Verhältnisse Auskunft suchen. Rhodos hat gesunde Luft und ist ein angenehmer Aufenthalt (Boldensele S. 241), während in Cypern böse Luft herrscht (Fabri I 178; Rindfleisch R. M. 325); Faßbender R. M. 254); ebenso in Corfu (Meißenheimer). Ähnliche Bemerkungen sind auch bei Nikols und Smeding zu lesen; Wedel kennt Englands mildes Klima.

Die Art, wie solche Beobachtungen oder Erfahrungen wiedergegeben werden, ist derart, daß sie in einer geographischen Abhandlung stehen könnten. Auch hier finden wir bei Krafft die höher entwickelte Darstellungskunst, wenn er bei seiner Libanonwanderung von einem kühlen, schattigen Walde erzählt, den sie ungern verlassen; oder von der kalten Luft, die oben auf der schneebedeckten Fläche weht; persönliches Erlebnis und sachliche Beobachtungen stehen nicht mehr getrennt, sondern verbinden sich zu anregender Schilderung.

Kunstbetrachtung.

Ist bei der Naturbeobachtung eine ästhetische Betrachtung noch nicht zu erkennen, so haben die Werke der Kunst schon ein tieferes Verständnis gefunden. Ähnlich wie bei der Naturbetrachtung wird auch hier in der älteren Zeit die Schönheit eines Gebäudes, einer Kirche, eines Standbildes oder Gemäldes kurz mit dem Wörtchen „schön“ bezeichnet. Wenn Kirchen meist als schön gekennzeichnet werden, so mag das mehr ein schematischer Ausdruck sein, der psychologisch bei den frommen Pilgern leicht zu erklären ist. Einen tieferen Eindruck macht vor allem auch das Große, Gewaltige, ähnlich wie die großen Türme und Wälle selten vergessen werden; so wird manchmal auch hingewiesen, daß das Gebäude aus großen Steinen erbaut ist; mächtige Schwibbögen und Säulen sind öfters vermerkt (z. B. R. M. 93, 268, 405). Schöne Schnitzereien beobachtet Hirschfeld in Ammergau (S. 34); bunte Verzierungen mit Mosaik oder Marmor machen besonderen Eindruck (Dietrich von Schachten R. M. 173; Grünemberg R. M. 159; Ludolf 24; Guglingen S. 166 lit. Ver. 192; Fabri I 102). Wedel (S. 17) sieht in Bologna in einer Kirche eingelegtes Holzwerk, das aussieht wie Malerei; man hat ihm erzählt, daß Karl V. nicht

glauben wollte, daß es Holzarbeit sei und ein Loch hinein geschnitten habe, um sich zu vergewissern. Aber bei den Ausdrücken schön oder köstlich läßt man es gewöhnlich bewenden. Wohl erfahren wir auch, daß eine Kirche *more ecclesiarum romanarum* (Fabri I 468) gebaut sei, daß sie mit wunderschönen Gestalten des Neuen Testaments geschmückt ist; aber nur recht selten verstehen es die Verfasser, uns ein Bild des Gesehenen zu geben. Zwar philosophiert Fabri (I 323): „Natur und Kunst gehen von den einzelnen Teilen aus und zwar den hauptsächlichsten, dabei haben sie immer ihr Ziel im Auge“ und will es bei seiner Beschreibung des heiligen Grabes gerade so machen. Aber diese geborgte Theorie hilft ihm auch über diesen Mangel aller Beschreibungen nicht hinaus. Dürers Künstlerrauge war sicherlich wie das weniger anderer für Schönheit von Kunstdenkmälern offen, darum beanspruchen seine Aufzeichnungen unsere besondere Aufmerksamkeit. Für die Art seiner Darstellung einige Beispiele: In Antorf ist des Bürgermeisters Haus neu gebaut, über Maßen groß und fast wohl geordnet mit überschwenglich großen Kammern und der vielen einen köstlich gezierten Turm, einen übergroßen Garten, in Summa ein so herrliches Haus, wie ich in Deutschland keins gesehen. Eine Kirche ist übergroß; sie hat viel andächtigen Gottesdienst und Steinwerk und sonderlich einen runden, hübschen Turm; eine andre Kirche hat Steinmaßwerk und köstliche Gestühl in dem Chor (S. 64). In Aachen vermerkt er die proportionierten Säulen mit ihren guten capitälen von porfit grün und rot und Gassensteine, die Carolus von Rom hat hinbringen lassen. Sie sind nach Vitruos Schreiben gemacht. Ein Rathaus mit köstlichem Turm, da ist an allen Dingen viel Kunst dran, da ist ein überköstlich schön Gestühl in der Abtei, ein köstlich porkirch von Stein und ein hübsch Pfarrkirch. Er erwähnt ein Marienbild von Michel Angelo (u. S. 78). Raffael und andere Maler werden erwähnt (u. S. 63). Er nennt Bilder, die er gesehen, verrät aber weiter nichts über sie. Der große Künstler ist von einer anschaulichen Darstellung auch noch weit entfernt. Er sagt nicht, warum ihm ein Bild besonders gefällt, auch er spricht nur in allgemeinen Ausdrücken von der Schönheit eines Werkes und hebt dabei besonders die Größe hervor. Wenn er auch mehr als seine meisten Zeitgenossen den Kunstwerken Beachtung schenkt, so sieht er doch in der Art der Darstellung ihnen noch gleich. Wohl finden wir auch in dieser früheren Zeit schon hier und da eine ausgeführte Beschreibung eines Kunstwerkes, aber erst mit dem weiteren Vordringen von Humanismus und Renaissance zeigt sich eine größere Kenntnis der Kunstdenkmäler. An den Kunstwerken entwickelt sich die Kunst zu sehen und sie zu würdigen. Boldensele (238) z. B. beschreibt Justinians Standbild: er sitzt zu Pferde mit dem Reichsapfel in der Hand und dem Diadem, die

Hand drohend gegen den Orient ausgestreckt. Das Standbild ist aus großen Steinen gebaut, die Figur aus Erz gegossen. Hartff (S. 31) gibt uns eine Vorstellung von dem Kolosseum. Es ist rund über einander gebaut; man geht auf steinernen Treppen hinauf; in der Mitte ist ein freier Platz. Hier wurde ein Spiel aufgeführt.

Meißenheimer (1495/6) sieht in Venedig das schönste Gestühl, das man sehen mag (S. 59). Auch ein hübsch Hospital von eitel schwarz und weiß Marmor gemacht, vor der Kirche ein köstlich Arch von weiß Marmorstein, subtil und meisterlich geschnitten; darauf steht ein groß Pferd und darauf sitzt ein gewappneter Reiter in einem ganz vergüldeten harnisch und ist fast wohl und meisterlich gegossen; der mann aber ist ein hauptmann bei den Venedigern gewesen [Colleoni von Verrocchio] (S. 60). In einem Saale ist gemalt die Geschichte, wie sich Barbarossa mit dem Papst versöhnt (S. 62). Philipp von Hagen (1530) beschreibt die St. Marxkirche in Venedig: ist ein herrlich groß kirch und ist oben an den gewölben und zum halben teil an den Wänden ganz vergoldet. Die bildnisse der heiligen mit eingesetzten kleinen stücklein als die würfel groß (Mosaik). Und ist die tafel vom fronallar fast köstlich von ingesetzten silbern bildern und von viel köstlich edelgestein, rubin, smaragd und dergleichen so ich nie gesehen habe; der boden so köstlich mit marmor besetzt mit großen und kleinen stücklein (Conrady S. 232/33, vgl. auch Meißenheimer S. 56).

Hentzner weilt in Rom um 1600. (Hantzsch S. 100). Voller Staunen betrachtet er die Peterskirche: „jenen Prachtbau, der an Herrlichkeit alle Tempel der Christenheit überstrahlt“. Er bewundert Bildwerke wie Apollo und Laokoon: „jene Gruppe aus einem einzigen parischen Marmorblock“, der den Priester und seine zwei Söhne darstellt. Michelangelo hat in der Sixtinischen Kapelle „eine wunderbare Darstellung“ des jüngsten Gerichts geschaffen. Florenz ist die prächtigste unter allen italienischen Städten.

Ganz deutlich wird uns die Einwirkung der neuen Anschauungen, wenn wir bei Ernstinger den Abschnitt über Rom mit einer Beschreibung vergleichen, die Nikolaus Muffel 1452 geschrieben hat (lit. Ver. 128). Ihr Abstand ist bezeichnend für die Geistesentwicklung während dieses einen Jahrhunderts. Bei Muffel führt noch ganz der mittelalterliche Geist mit seiner mystischen Frömmigkeit und Wundersucht die Feder; Kirchen und Kapellen, Ablässe und Reliquien, Spuck- und Wundergeschichten stellen fast ausschließlich die Erinnerungen dar, die er über die ewige Stadt aufzuzeichnen für wert findet. Er teilt seine Schrift in drei Abschnitte: die sieben Hauptkirchen, die Stationstage während der geschlossenen Zeit, zum Schluß noch andere Kirchen und einige weltliche Gebäude (vgl. Vogt, Einleitung zur Ausgabe; Bibliothek des liter. Vereins No. 128). Wohl ist seine Genauigkeit zu schätzen,

mit der er Staffeln einer Treppe oder die Marmorsäulen zählt, z. B. als Einzelheiten zur Baugeschichte von St. Peter. Er bewundert auch einen hohen Schwibbogen oder eine glänzende Säule und klagt, daß die herrlichen Denkmäler der alten Zeit zerstört seien; doch bleibt das alte Rom eine Stätte, wo die teuflischen „apptgötter“ hausten; erst durch das Blut der Märtyrer und die unzähligen Reliquien ist Rom würdig geworden, das Haupt der Kirche zu sein (S. 11). Er kennt jeden Stein, der durch Berührung eines Heiligen geweiht ist; aber die reichen Kunstschatze der Tiberstadt waren ihm noch zu unbekannt, um seine Beachtung zu finden.

Vergleichen wir damit kurz den Abschnitt aus Ernstlingers Reisebuch (lit. Ver. 135 S. 85 ff.). Ganz anders sind die Gesichtspunkte, nach denen er die Beschreibung anordnet: er verehrt in Rom nicht die Stadt, die durch Ablass- und Reliquienreichtum ausgezeichnet ist; Rom ist ihm so wichtig wegen seiner Bedeutung als Welthauptstadt in alter Zeit wie als Mittelpunkt der abendländischen Kirche, aber besonders hoch steht es als der Ort, wo die herrlichen Schöpfungen der antiken und Renaissancekunst versammelt sind. Wundergeschichten und Ablässe finden keinen Platz in seinen Aufzeichnungen, dagegen weiß er eine Menge von Erzeugnissen in Plastik und Malerei zu nennen. Ihm sind die Namen der alten Meister Phydias und Praxiteles, Artemidorus und Agesandrus Polidorus ebenso geläufig wie der des berühmten Malers Michelangelo. Im Garten Belvedere bewundert er die Laokoongruppe, welches „der künstlichsten Stück eins in Rom“, auf dem Monte Cavallo die Gruppe der Rossebändiger, und in der Sixtinischen Kapelle ist das jüngste Gericht von Michel Angelo das bedeutendste. Gern vermerkt er die Geschichte eines Kunstwerkes, sein Alter oder wie es nach Rom gekommen ist, wer die Entstehung veranlaßt hat: er gedenkt der Förderung der Künstler durch die Päpste. Von der Malerei, der Ernstlinger schon große Aufmerksamkeit zuwendet, redet Muffel noch gar nicht.

Forschungsdrang führt Ernstlinger in die Vatikanische Bibliothek, „da man einem erstlich zeigt ein wolgeziert gwölb darin vil mappae... deren zal ungläublich ist“. Bei ihm findet sich noch keine eigentlich ästhetische Betrachtung der Kunstwerke; allmähliche Entwicklung und anregende Vorbilder waren noch nötig, um in das wirkliche Genießen der Kunst einzuführen. Es zeigt sich hier, wie die Errungenschaften von Renaissance und Humanismus erst langsam in weitere Kreise vordringen mußten. In der lateinischen Fassung von Georg von Aschhausens Gesandtschaftsbericht sind Anläufe zu einer Würdigung der Kunstwerke aus den Einzelheiten heraus zu erkennen, wie sie schon viel früher in Werken der Gelehrten zum Ausdruck kommt (lit. Ver. 155).

So bahnt sich nach und nach das rechte Sehen, das Verstehen des Kunstwerkes in seinen Einzelheiten und im Ganzen

an, so ist auf dem Gebiet der Kunst die ästhetische Würdigung eher durchgedrungen als auf dem der Natur, der Landschaft; für ihre Schönheit mußten erst die späteren Zeiten ein lebhafteres Gefühl erwecken, das sich dann auch im Ausdruck kund gab.

Schlußwort.

Eine Beobachtung drängt sich auf: wir müssen das Sehen und den Ausdruck des Gesehenen unterscheiden. Zunächst ist das Gesichtsfeld noch recht beschränkt; nur wenige Reisende, durch Bildung oder Talent ausgezeichnet, offenbaren einen weiteren Blick. Im 16. Jahrhundert erweitert sich die Kenntnis der Länder und Völker in außerordentlicher Weise; die geistigen Bewegungen regen neue Gedanken und Beobachtungen an. Doch damit ist die höhere Entwicklung der Reisebeschreibung nicht gegeben, denn nicht die Menge des Stoffs sichert den Aufzeichnungen ihren Wert, sie werden erst literarisch bedeutsam, wenn dieser verschiedene Inhalt durch die Gestaltungskraft einer Persönlichkeit zu einer höheren Einheit zusammengefaßt wird.

Diese persönliche Darstellung ist der älteren Art fremd, da die Ausdrucksfähigkeit mangelt. Unsere Ausführungen bestätigen ein Wort J. Grimms (vgl. Humboldt Kosmos II 33): Man halte das Gefühl, aber keinen Ausdruck dafür; wie dieser gefunden und dann allmählich geläufiger wurde, konnten wir in mehreren Punkten nachweisen. Ist zuerst ein besonders lebhafter Eindruck nötig, wie er sich in der Würdigung des Großen, Gewaltigen, Fremdartigen äußert, so führt die Erweiterung der Kenntnisse, die Art der Reiseausführung zu einer andern Art des Sehens; man beobachtet mehr und eingehender; in dem Bestreben, das Gewonnene anschaulich wiederzugeben, sagt man, wie man einen Eindruck wahrgenommen, wie ein Ereignis sich abspielt, wie es mit dem Fortgang der Reise in Zusammenhang steht, kurz: man bietet das Gesehene und Erlebte in einer neuen Form: der Erzählung.

Zuerst blieb das Persönliche fast unbeachtet gegenüber der bunten Menge der Dinge, die man berichten wollte, jetzt steht die Persönlichkeit im Mittelpunkte; das Interesse wird zusammengefaßt, denn jede Sache ordnet sich als Erlebnis unter.

81-713

Lebenslauf des Lehramtsassessors Jakob Berg

Ich bin am 14. April 1883 in Fürfeld, Kreis Alzey, geboren als Sohn des Philipp Berg, katholischer Konfession. Ich besuchte die Volksschule in Fürfeld, trat dann Ostern 1897 in das Ostergymnasium zu Mainz ein und bestand hier die Reifeprüfung am 15. Februar 1902. Ich studierte zwei Semester in Straßburg, zwei Semester in München und vier Semester in Gießen. Hier bestand ich das Staatsexamen im Sommersemester 1906 in den Fächern Deutsch I, Geschichte I und Latein II. Zum Vorbereitungsdienst für das höhere Lehramt ging ich an das Neue Gymnasium nach Darmstadt und war dann an verschiedenen höheren Lehranstalten in Verwendung; seit Ostern 1909 bin ich an der Oberrealschule in Alsfeld mit der Verwaltung einer Oberlehrerstelle betraut. Am 1. Oktober 1908 wurde ich zum Lehramtsassessor ernannt.

Lebenslauf

des Lehramtsassessors Jakob Berg

geb. am 14. April 1863 in Kurfeld, Kreis Alzey, geboren als Sohn des Philipp Berg, katholischer Konfession. Ich besuchte die Volksschule in Kurfeld, trat dann Ostern 1897 in das Waldgymnasium zu Mainz ein und bestand hier die Reifeprüfung am 15. Februar 1902. Ich studierte zwei Semester in Straßburg, zwei Semester in München und vier Semester in Gießen. Hier bestand ich das Staatsexamen im Sommersemester 1906 in den Fächern Deutsch, Geschichte I und Latein II. Zum Vorbereitungslehre für das höhere Lehramt ging ich an das Neue Gymnasium nach Braunshausen und war dann an verschiedenen höheren Lehranstalten in Verwendung. Seit Ostern 1909 bin ich an der Oberrealschule in Alzei mit der Verwaltung einer Oberlehrerstelle betraut. Am 1. Oktober 1908 wurde ich zum Lehramtsassessor ernannt.

Lebenslauf

des Lehrassessors Jakob Berg

Ich bin am 4. April 1883 in Fürfeld, Kreis Alzey, geboren als Sohn des Philipp Berg, katholischer Konfession. Ich besuchte die Volksschule in Fürfeld, trat dann Ostern 1897 in das Osierymnasium zu Mainz ein und bestand hier die Reifeprüfung am 15. Februar 1902. Ich studierte zwei Semester in Straßburg, zwei Semester in München und vier Semester in Gießen. Hier bestand ich das Staatsexamen im Sommersemester 1906 in den Fächern Deutsch I, Geschichte I und Latein II. Zum Vorbereitungsdienst für das höhere Lehramt ging ich an das Neue Gymnasium nach Darmstadt und war dann an verschiedenen höheren Lehranstalten in Verwendung; seit Ostern 1909 bin ich an der Oberrealschule in Alsfeld mit der Verwaltung einer Oberlehrerstelle betraut. Am 1. Oktober 1908 wurde ich zum Lehrassessor ernannt.